

Wertrechnung und Preisrechnung im Marxschen System.

Von
L. v. BORTKIEWICZ.

Erster Artikel.

Das Problem des „Widerspruches“ zwischen dem 1. und dem 3. Band des „Kapital“ fährt fort sowohl in den polemischen wie in den apologetischen Schriften über Marx eine dominierende Rolle zu spielen.¹⁾ Dieses Problem bildet noch immer den Gegenstand einer Kontroverse: die einen wollen in der Inkongruenz zwischen Wert und Preis bei Marx einen Grundfehler, die anderen umgekehrt einen Beweis und ein Zeichen echter Wissenschaftlichkeit seines ganzen Systems sehen.

Eine dem Verfasser des „Kapital“ schlechthin übelwollende Auffassung des in Frage stehenden Sachverhalts findet sich bei Masaryk.²⁾ Er meint, Marx hätte im 1. Bande ein allgemeines Gesetz ohne hinreichende Rücksicht auf die Tatsachen formuliert und als er dann, im 3. Bande, die Tatsachen, nämlich die Wirkungen der Konkurrenz, näher betrachtete, hätte er gefunden, „daß das allgemeine Gesetz zur Erklärung nicht paßt“.³⁾

¹⁾ Rudolf Hilferding, Böhm-Bawerks Marx-Kritik, in den Marx-Studien, Wien 1904. M. Tugan-Baranowsky, Theoretische Grundlagen des Marxismus. Leipzig 1905. Aug. Koppel, Für und wider Karl Marx. Karlsruhe 1905. Vgl. auch Karl Diehl, Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu D. Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaft und Besteuerung. Leipzig 1905. I. Teil S. 94—143.

²⁾ Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus. Wien 1899. S. 256, Fußnote.

³⁾ Nicht ganz im Einklang mit dieser Äußerung Masaryks steht seine Behauptung (ebendasselbst, S. 258—259), daß das Verhältnis des I. Bandes des „Kapital“ zum III. Bande „rätselhaft“ bleibt und daß es schwer zu sagen sei, in welchem Grade Marx selbst sich des Widerspruchs bewußt war.

Dieses Urteil über Marx möchte man fast als naiv bezeichnen. Denn es wird dabei unterstellt, daß er den volkswirtschaftlichen Tatsachen gegenüber, die den Gegenstand seiner Untersuchung bildeten, nicht nur ohne jede Sachkenntnis, sondern auch ohne jede Kenntnis der nationalökonomischen Literatur gegenüberstand. Insbesondere kommt das Verhältnis von Marx zu Ricardo in Betracht, der sich ja sehr eingehend darüber verbreitet, daß in der kapitalistischen Gesellschaft das ursprüngliche Wertgesetz, wonach sich die Güter im Verhältnis zu der auf ihre Herstellung aufgewendeten Arbeitsmenge austauschen, eine bestimmte Modifikation erfährt, welche durch die Rücksicht auf eine gleiche Profitrate geboten erscheint. Daß Ricardo damit den empirischen Vorgang der Preisbildung prinzipiell richtig beschrieben hatte, daran zweifelte Marx, als er den 1. Band des „Kapital“ niederschrieb, sicherlich nicht im mindesten.⁴⁾ Also schon aus der notorischen Tatsache, daß Marx mit der Ricardoschen Werttheorie vertraut war, ergibt sich die völlige Unhaltbarkeit der Masarykschen Hypothese. Gegen diese Hypothese sprechen außerdem verschiedene Stellen im 1. Bande des „Kapital“. Da ist z. B. zu lesen, daß das Wertgesetz „offenbar aller auf den Augenschein gegründeten Erfahrung widerspricht“. „Jedermann weiß,“ meint Marx, „daß ein Baumwollspinner, der, die Prozentteile des angewandten Gesamtkapitals berechnet, relativ viel konstantes und wenig variables Kapital anwendet, deswegen keinen kleineren Gewinn oder Mehrwert erbeutet als ein Bäcker, der relativ viel variables und wenig konstantes Kapital in Bewegung setzt. Zur Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs bedarf es noch vieler Mittelglieder, wie es vom Standpunkt der elementaren Algebra vieler Mittelglieder bedarf, um zu verstehen, daß $\frac{0}{0}$ eine wirkliche Größe darstellen kann.“⁵⁾

Es sei noch auf die einleitenden Bemerkungen zu dem Kapitel über „Die Rate des Mehrwerts“ verwiesen, wo der Leser unter anderem darauf aufmerksam gemacht wird, daß „das Verhältnis des Mehrwertes nicht nur zum Kapitalteil, woraus er unmittelbar entspringt, sondern auch zum vorgeschossenen Gesamtkapital seine große ökonomische Bedeutung hat“.⁶⁾ Und daran schließen sich

⁴⁾ Näheres über das Verhältnis von Marx zu Ricardo folgt weiter unten.

⁵⁾ Kapital, 1, 3. Aufl. S. 303.

⁶⁾ Ebendasselbst S. 196. Vgl. S. 197: „Wir setzen also zunächst den konstanten Kapitalteil gleich Null.“ Vgl. noch S. 142–143, Fußnote.

unmittelbar die Worte an: „Wir behandeln dies Verhältnis daher ausführlich im dritten Buch.“

Ähnlich wie Masaryk neigt Ernst Lange dazu, den 3. Band des „Kapital“ als einen Rückzug aufzufassen. Es sei möglich, meint er, „daß Marx die Hohlheit seiner ganzen Konstruktion doch erkannt hatte und mit aus dieser Erkenntnis heraus die Vollendung seines ‚Kapitals‘ immer weiter hinausschob und schließlich seinem Freund Engels überließ.“⁷⁾

Neuerdings hat Ernst Günther den nämlichen Verdacht ausgesprochen und näher zu begründen versucht. Nach ihm ist die im 1. Band des „Kapital“ entwickelte Werttheorie an dem eklatanten Widerspruch mit allen Erfahrungen des täglichen Lebens gescheitert, der darin besteht, daß diese Theorie als Quelle des Mehrwerts nur das variable Kapital ansieht, während in Wirklichkeit der Gewinn des Kapitalisten dem Gesamtkapital proportional ist. „Marx selbst“, fügt Günther hinzu, „ist wohl an diesem Widerspruche zugrunde gegangen.“⁸⁾ „In den hoffnungslosen Versuchen, die Theorie und Praxis miteinander zu versöhnen, hat sich seine gewaltige Kraft verbraucht.“⁹⁾

Demgegenüber ist mit aller Entschiedenheit zu betonen, daß Marx den gerügten „eklatanten Widerspruch“, wie vorhin gezeigt worden ist, schon bei der Niederschrift des 1. Bandes sehr gut erkannt hat und es ist wohl anzunehmen, daß ihm schon damals dieselbe Lösung jenes Widerspruches vorgeschwebt hat, die in dem 3. Band gegeben ist.¹⁰⁾

Nun kann man aber dieses zugestehen und nichtsdestoweniger der Meinung sein, daß das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von Karl Marx keinen bloß scheinbaren, sondern einen wirklichen für dieses ganze System verhängnisvollen Widerspruch in sich schließt. Das ist z. B. der Standpunkt K. Diehls.¹¹⁾

⁷⁾ Karl Marx als volkswirtschaftlicher Theoretiker, in Conrads Jahrbüchern. 3. Folge, 14. Bd. (1897) S. 553, vgl. S. 573.

⁸⁾ Die revisionistische Bewegung in der deutschen Sozialdemokratie, Schmollers Jahrbuch, 29. Jahrgang (1905) S. 33.

⁹⁾ Ebendasselbst S. 34.

¹⁰⁾ K. Hilferding, in den Marx-Studien, 1, S. 28—29 und J. Rosenberg, Ricardo und Marx als Werttheoretiker. Wien (ohne Jahresangabe) S. 68—69.

¹¹⁾ Im Gegensatz zu Masaryk und den Gleichgesinnten läßt Diehl seine Leser glauben, daß Marx schon im Jahre 1847 darüber vollständig im klaren war, in welcher Weise sich sein Wertgesetz mit der Tatsache verträgt, daß die Profitrate

Er meint, daß es Marx schlechterdings nicht gelungen wäre, im 3. Band des „Kapital“ den Beweis zu liefern, daß die tatsächliche Preisbildung im Einklang mit dem im 1. Band formulierten Wertgesetz sich befände. Letzteres würde durch eine Reihe von Faktoren, die Marx selbst als entscheidend für die Höhe der Preise hinstellt, einfach außer Kraft gesetzt.¹²⁾ Gerade dadurch, daß auch Marx die Bedeutung dieser Faktoren anerkennt, gewinnt aber Diehls Kritik zum Teil einen rein verbalen Charakter. Gewiß berührt es eigentümlich, daß im 1. Bande an unzähligen Stellen das Wertgesetz als unmittelbar die Preisgestaltung beherrschend hingestellt wird, um sich dann im 3. Bande als rein theoretische Hilfskonstruktion zu erweisen.

In einer Besprechung des 2. Bandes des „Kapital“, also vor dem Erscheinen des 3. Bandes, sagte Lexis: „Wenn Marx mit seinem Werte nur idealen Wert gemeint hat, so widerspricht er damit seinen früheren Äußerungen und hätte seine Leser mit seinem Wertgeheimnis zum besten gehalten.“¹³⁾ Das hat Marx auch wirklich getan. Er gefiel sich eben in der Rolle des Mephisto. Hätte er sein Wertgesetz von vornherein als nur hypothetisch wirksam charakterisiert, dann wäre aller Reiz des Neuen, des Paradoxen dahin.

Dazu kommt bei Marx seine perverse Neigung, nach Hegelscher Manier logische Widersprüche in die Dinge selbst hineinzu-projizieren. Die Preisbildung, wie sie sich in der kapitalistischen Wirtschaft vollzieht, widerspreche dem Wertgesetz. Warum nicht? Ist doch die kapitalistische Wirtschaftsordnung mit Widersprüchen aller Art erfüllt und durchsetzt. Daß ein Widerspruch mehr auf das Konto des Kapitalismus kommt, konnte Marx nur recht sein.

in den verschiedenen Produktionszweigen die gleiche ist (Sozialwiss. Erläuterungen zu Ricardo, I. Teil S. 114—115). Dabei werden gewisse Äußerungen Engels' aus dem Jahre 1884 irrtümlich dem Verfasser der Schrift „Das Elend der Philosophie“ zugeschrieben. Diehl hat nämlich überschen, daß diese Äußerungen sich nicht in der genannten Schrift selbst, sondern in einem Vorworte zu der deutschen Ausgabe derselben finden. (Ebendasselbst S. 126 wird eine andere Stelle aus diesem Vorwort zitiert und zwar in korrekter Weise als von Engels herrührend.) In Wirklichkeit enthält „Das Elend der Philosophie“ über das Verhältnis von Wert und Preis nur ein paar dürftige Bemerkungen (vgl. z. B. in der Übersetzung von Bernstein und Kautsky S. 21).

¹²⁾ Über das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von Karl Marx. Jena 1898. S. 25—26.

¹³⁾ Conrads Jahrbücher, N. F. XI (1885) S. 461.

So oft er also von der Geltung des Wertgesetzes spricht, meint er damit etwas anderes als die unmittelbare Unterordnung der Warenpreise unter dieses Gesetz. Darum ist es auch durchaus richtig, wenn von der in dem Vorwort zum 2. Band des „Kapital“ enthaltenen Aufforderung Engels', die Anhänger von Rodbertus möchten doch zeigen, wie auf der Grundlage des Wertgesetzes sich eine gleiche Profitrate bildet, gesagt worden ist, daß sie „zu den größten literarischen Unverfrorenheiten gehört, die je auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur vorgekommen sind“.¹⁴⁾

Aber nicht minder richtig ist es m. E. zu sagen, daß die Marxkritik sich ihre Aufgabe viel zu leicht macht, wenn sie immer wieder darauf hinweist, daß nach der eigenen Lehre von Marx der Preis nur ausnahmsweise mit dem Wert zusammenfällt und daß somit seine Werttheorie, wie Diehl behauptet, „die Probe, ob sie die Preisbildung erklären könne, nicht bestanden hat“.

Nun beschränkt sich aber Diehl auf eine solche, ich möchte sagen, formalistische Beurteilung der Marxschen Wert- und Preislehre nicht, sondern er sucht nachzuweisen, daß sie, auch sachlich betrachtet, ihrer ganzen Anlage nach verfehlt sei und zwar vornehmlich deshalb, weil sie eine „objektivistische“ Theorie ist, während in Wirklichkeit für den Wert einer Ware „in letzter Instanz“ die Frage entscheidend sei, „ob und in welchem Maße durch dieselbe die Bedürfnisse des Konsumenten befriedigt werden“. „Alles andere“, fügt Diehl ergänzend hinzu, „kann nur eine sekundäre Rolle spielen; auch der Kostenaufwand kommt nur in zweiter Linie in Betracht.“¹⁵⁾

¹⁴⁾ Platter, Grundlagen der Nationalökonomie. 1903. S. 210.

¹⁵⁾ Über das Verhältnis usw. S. 28. Im übrigen erklärt Diehl an einer anderen Stelle den gegen Marx vielfach erhobenen Einwand, er habe die Einwirkung von Nachfrage und Angebot auf die Preisbildung ignoriert, für falsch und meint, man könne Marx nur vorhalten, daß er durch Mitberücksichtigung dieser Einwirkung in Widerspruch mit sich selbst gerät. (Ebendasselbst S. 25.) Hier verfällt also Diehl wieder in jene Art der Kritik, welche zwar „das formale Recht“ auf ihrer Seite hat, aber den Kern der Sache nicht trifft. Es entspricht außerdem dem wirklichen Sachverhalt nicht ganz, wenn Diehl Marx gegenüber behauptet, er hätte im 1. Bande des „Kapital“ den Wert ausschließlich aus den objektiven Verhältnissen der Produktion hervorgehen lassen, im 3. Bande dagegen es als eine der Bedingungen, unter denen die Waren zu ihrem Werte verkauft werden, hingestellt, daß sie „in den annähernd dem wechselseitigen Bedürfnis entsprechenden Verhältnismengen produziert werden“ (a. a. O. S. 20—21 u. 28). In Wirklichkeit hat Marx schon im 1. Bande ausdrücklich bemerkt, daß er diese Bedingung als erfüllt unterstellt,

Diese Einwände Diehls, auf die ich in einem anderen Zusammenhang noch zurückkommen werde, haben aber zu ihrem Zielpunkt etwas anderes als das für das Marxsche System spezifische Verhältnis von Wert und Preis. Gerade zur Klärung dieses Verhältnisses trägt Diehls Kritik wenig bei. Er kümmert sich nicht darum, ob die Art und Weise, wie im 3. Bande des „Kapital“ die Produktionspreise aus den Werten abgeleitet werden, an sich einwandfrei ist. Außerdem übergeht Diehl die Frage, ob das Marxsche Wertgesetz, wenn es zur Lösung des Preisproblems nicht taugt, doch nicht vielleicht einen anderen theoretischen Dienst leisten, z. B. die Entstehung des Kapitalprofits erklären kann.¹⁶⁾

Der so gestellten Frage widmet Diehl in seiner neuesten Schrift, dem Kommentar zu Ricardo, allerdings einige Gelegenheitsworte. Seine Meinung geht, wie es scheint, dahin, daß der Wertbegriff und das Wertgesetz, wie sie Marx auffaßt, aus dem Grund „als Schlüssel zur Deutung der gesellschaftlichen Distributionsverhältnisse“ nicht dienen können, weil der Wert nach Marx ausschließlich auf Arbeit beruht, während das Distributionsproblem darin besteht, ob „die einzelnen an der Produktion beteiligten Faktoren entsprechend ihren Beiträgen zum Produktionsprozeß bezahlt werden“. ¹⁷⁾ Dabei läßt aber Diehl das eine unbeachtet: daß er selbst es ist, der in das Distributionsproblem einen Sinn hineinlegt, der es von vornherein unmöglich macht, dieses Problem zu der Marxschen Werttheorie in irgend einer Weise in Beziehung zu bringen. Es wird sich weiter unten zeigen, daß sich eine derartige Beziehung wohl herstellen läßt, wenn man nur das Verteilungsproblem etwas weniger tendenziös formuliert als es Diehl getan hat.

Das neue Werk Diehls, wo er denselben Standpunkt wie früher in Bezug auf die Marxsche Theorie vertritt,¹⁸⁾ beschäftigt sich eingehend mit dem Verhältnis von Marx zu Ricardo. Es wird sich weiter unten eine Gelegenheit bieten, zu Diehls Ansichten über diesen Punkt Stellung zu nehmen.

worauf übrigens Diehl selbst an einer anderen Stelle (a. a. O. S. 26) hinweist. Vgl. auch Diehl, Erläuterungen zu Ricardo, I, S. 122.

¹⁶⁾ A. a. O. S. 17 wird diese Möglichkeit nur angedeutet.

¹⁷⁾ I S. 131 und 133.

¹⁸⁾ Siehe besonders I S. 123 über den Widerspruch zwischen dem 1. und 3. Band des „Kapital“ und I S. 131 u. 141 über die Verkennung der „subjektiven“ Natur des Preisproblems.

Diehl¹⁹⁾ äußert sich wiederholt sehr anerkennend über die Kritik, welche v. Böhm-Bawerk²⁰⁾ der Marxschen Wert- und Preislehre hat zuteil werden lassen. Auch sonst hat diese Kritik bei den „bürgerlichen“ Nationalökonomien Beifall und Anklang gefunden. In einigen Punkten muß man ihr in der Tat rückhaltlos zustimmen,²¹⁾ aber sie kann in der Angelegenheit, die den Gegenstand dieser Studie bildet und der auch v. Böhm-Bawerk einen breiten Platz einräumt, als letztes Wort nicht gelten.

Ganz ähnlich, wie die bisher besprochenen Autoren, sieht v. Böhm-Bawerk in dem 3. Band des „Kapital“ eine „Verleugnung“ des 1. Bandes. Der 3. Band hätte den Nachweis erbracht, „daß die gleiche Durchschnittsproftrate sich nur bilden kann, wenn und weil das angebliche Wertgesetz nicht gilt“. Es handle sich da um einen „unversöhnlichen Widerspruch“ und wenn im 3. Band ganz im Sinne der überlieferten Produktionskostentheorie neben der Arbeitsmenge andere Preisbestimmungsgründe anerkannt würden, aber zugleich mit triumphierender Geste der Finger auf diejenigen Punkte gelegt würde, an denen das Idol von Marx, „die Arbeitsmenge, auch jetzt noch wirklich oder seiner Meinung nach einen Einfluß ausübt“, so hieße es, bemerkt v. Böhm-Bawerk, „sich dem Eingeständnis des Widerspruchs entziehen, gewiß aber nicht den Widerspruch selbst vermeiden.“²²⁾

Auf die so geführte Polemik gegen Marx läßt sich das vorhin über Diehl Gesagte anwenden. Aber auch v. Böhm-Bawerk begnügt sich nicht damit, Stellen aus dem 1. Bande des „Kapital“ mit solchen aus dem 3. Bande zu konfrontieren und den Verfasser der Inkonsequenz zu zeihen, sondern er versucht zu zeigen, daß die ganze Marxsche Konstruktion, auch von einem mehr liberalen

¹⁹⁾ Über das Verhältnis S. 20, Kommentar zu Ricardo I, S. 136. Vgl. Conrads Jahrb. III. F., Bd. 12 S. 901 ff.

²⁰⁾ „Zum Abschluß des Marxschen Systems“ in den Festgaben für Karl Knieß, Berlin 1896.

²¹⁾ Als durchaus gelungen zu bezeichnen ist insbesondere der Nachweis, daß die im 1. Band des „Kapital“ gegebene Begründung des Wertgesetzes nichts weniger als streng und unwiderlegbar ist. Das Verdienst v. Böhm-Bawerks in dieser Beziehung wird, wie mir scheint, durch den Umstand nicht beeinträchtigt, daß Marx mit jener Begründung möglicherweise nur didaktische Zwecke verfolgt hat, wie K. Oldenberg behauptet (Artikel „Zur Preistheorie“ in den Festgaben für Adolph Wagner. Leipzig 1905. S. 289—290).

²²⁾ A. a. O., S. 110—112, 142—146.

kritischen Standpunkte aus gesehen, nicht stichhaltig ist. Ja, er legt Marx gegenüber ein größeres Entgegenkommen als Diehl an den Tag, indem er der Frage nachgeht, ob das Marxsche Wertgesetz, wenn nicht direkt, so doch indirekt zur Erklärung der Preisbildung beitragen kann. Er nimmt Stellung zu der Ableitung der Preise aus den Werten, wie sie im 3. Band gegeben ist.²³⁾

Da meint nun v. Böhm-Bawerk, daß, dem Marxschen Standpunkt entgegen, die Lohnhöhe nicht nur insofern als sie eine höhere oder niedrigere Mehrwertrate bedingt, sondern unmittelbar einen Einfluß auf die Preise ausübt, so daß die Wert- und Mehrwertverhältnisse nicht einmal als das für die Preisbildung „in letzter Instanz“ allein ausschlaggebende Moment erscheinen. Um diesen Einwand zu begründen, vergleicht v. Böhm-Bawerk drei verschiedene Waren A, B und C miteinander, welche in bezug auf die organische Zusammensetzung der Kapitalien, die zu ihrer Produktion dienen, sich wie folgt verhalten: bei A entspricht diese Zusammensetzung dem Durchschnitt, der sich für alle drei Waren zusammengenommen ergibt; bei B überwiegt im Vergleich zum Durchschnitt das konstante, bei C das variable Kapitel. Unter der Annahme, daß die Mehrwertrate 100 Proz., die Profitrate 10 Proz. ausmacht, stellt sich der Produktionspreis jeder der drei Waren auf 100 Mk. Als dann tritt eine Steigerung des Arbeitslohnes von 5 Mk. auf 6 Mk. ein. Der Marxschen Theorie gemäß wird dadurch die Mehrwertrate herabgedrückt, im gegebenen Fall auf $66\frac{2}{3}$ Proz. und die Profitrate wird auf 8 Proz. sinken. Auf diese Weise entstehen neue Produktionspreise, wobei sich folgendes Bild zeigt: der Preis von A hat sich nicht geändert, B ist im Preise gesunken (auf 92) und C ist gestiegen (auf 108). Hierzu bemerkt v. Böhm-Bawerk: „Es zeigt sich sonach, daß die Steigerung der Arbeitslöhne bei ungeänderter Arbeitsmenge eine empfindliche Verschiebung der anfänglich gleichen Produktionspreise und Austauschverhältnisse herbeigeführt hat. Diese Verschiebung ist zum Teile, aber augenscheinlich nicht gänzlich auf die gleich-

²³⁾ Ein anderer Vorzug v. Böhm-Bawerk liegt darin, daß es ihm, im Gegensatz zu Diehl, vollständig fern liegt, das Fehlerhafte der Marxschen Theorie in der („objektivistischen“) Methode zu suchen, deren sich Marx bedient. v. Böhm-Bawerk sagt von sich (a. a. O. S. 200): „Ich persönlich stehe nun in der Methodenfrage auf einem ähnlichen Standpunkt, wie ihn rücksichtlich der schönen Literatur jener Literat vertreten hat, der erklärte, jedes Genre gelten zu lassen, mit einziger Ausnahme des Genre ennuyeux.“ Man solle die „objektivistische“ Methode nur richtig handhaben! (Ebendasselbst S. 202.)

zeitige, notwendige Veränderung der durch die Lohnänderung ins Mitleiden gezogenen Durchschnittsprofitrate zurückzuführen. Gewiß nicht gänzlich, sage ich, weil ja z. B. der Produktionspreis der Ware C, trotz des Sinkens des darin begriffenen Profitbetrags, gestiegen ist, also diese Preisänderung gewiß nicht durch die Änderung des Profits allein herbeigeführt sein kann. Ich hebe diese — übrigens selbstverständliche — Sache nur deshalb hervor, um außer Zweifel zu stellen, daß wir es in der Lohnhöhe mit einem Preisbestimmungsgrund zu tun haben, dessen Wirksamkeit sich in der Beeinflussung der Profithöhe nicht erschöpft, der vielmehr auch einen eigenen, direkten Einfluß ausübt, und daß wir daher in der Tat Ursache hätten, das von Marx an der oben zitierten Stelle übersprungene Glied der Preisbestimmungsgründe einer selbständigen Betrachtung zu unterziehen.“²⁴⁾

Es ist nun klar, daß wenn die Lohnhöhe, wie v. Böhm-Bawerk behauptet, noch anders als durch die Vermittlung der Mehrwert-rate auf die Preise einwirkte, dies gegen die von Marx gegebene Ableitung der Preise aus den Werten sprechen würde. Denn bei dieser Ableitung werden als gegeben vorausgesetzt: die Werte und die Mehrwert-rate. Ein neues Element, welches sich seinerseits nicht aus diesen gegebenen Größen ableiten ließe, darf in die Rechnung nicht eingeführt werden.

Aber — und das ist eine Überlegung, die das vorgebrachte Gegenargument ganz entkräftet — der Arbeitslohn erscheint in dem Rechenschema, auf welches sich jenes Gegenargument stützt, als in bestimmter Weise abhängig von der Mehrwert-rate. Ich lasse es gänzlich dahingestellt, ob dieses v. Böhm-Bawerksche Rechenschema an sich widerspruchsfrei ist.²⁵⁾ Läßt man dasselbe gelten, so steht es fest, daß einer bestimmten Lohnhöhe eine bestimmte Mehrwert-rate und umgekehrt einer bestimmten Mehrwert-rate eine bestimmte Lohnhöhe entspricht. Soweit kann also die Lohnhöhe nicht als „selbständiger“ Preisbestimmungsgrund angesehen werden.

Abgesehen davon, geht v. Böhm-Bawerk in seinen Angriffen gegen Marx von der willkürlichen Voraussetzung aus, daß von

²⁴⁾ A. a. O. S. 138.

²⁵⁾ Darüber siehe Hilferding, in den Marx-Studien I S. 45—48. Überhaupt hat Hilferding in diesem Punkte mit seiner Verteidigung von Marx gegen v. Böhm-Bawerk recht. Nur ist es überflüssig, Böhms Tabellen zu „korrigieren“, um die Unhaltbarkeit seiner Position nachzuweisen.

einem Einfluß der Profitrate auf den Preis nur dann die Rede sein könne, wenn der Preis sich in derselben Richtung wie die Profitrate ändert, d. h. steigt, wenn diese eine Erhöhung erfährt und sinkt, wenn sie herabgedrückt wird. Selbstverständlich widerspricht diese Voraussetzung der ganzen Marxschen Konstruktion aufs entschiedenste, weil es ja von vornherein klar ist, daß unter dem Einfluß eines Steigens oder Sinkens der Profitrate einige Waren im Preise steigen, andere gleichzeitig sinken werden. Und zwar müssen, wenn die Profitrate, wie im v. Böhm-Bawerkschen Beispiel, heruntergeht, diejenigen Waren eine Preiserhöhung erfahren, die mit relativ wenig konstantem Kapital produziert werden (also hier die Ware C) und diejenigen Waren auf ein tieferes Preisniveau sinken, an deren Produktion das konstante Kapital relativ stark beteiligt ist (also hier die Ware B).

Diesen Zusammenhang aufgeklärt zu haben, ist übrigens das Verdienst nicht von Marx, sondern von Ricardo,²⁶⁾ von dem auch die Lehre stammt, daß der Arbeitslohn kein direkter und selbständiger Preisbestimmungsgrund ist. Sind die Voraussetzungen erfüllt, unter denen Ricardo diese Lehre vorträgt, so erscheint ihre Richtigkeit über jeden Zweifel erhaben. Und wenn ein überzeugter Ricardianer wie John Stuart Mill gegen dieselbe Stellung nimmt, so geschieht es eben mit der ausdrücklichen Motivierung, daß eine unter jenen Voraussetzungen einen zu hohen Grad der Abstraktion darstelle, wodurch der Satz, daß die Lohnhöhe keinen direkten Einfluß auf die Preise ausübt, seine Bedeutung als Mittel zur Erklärung der wirklichen Preisverhältnisse einbüße. Die hier in Betracht kommende Voraussetzung besteht darin, daß die verschiedenen Arten der Arbeit in bezug auf ihre Entlohnung feste Proportionen einhalten. Diese Annahme führt das Preisproblem auf den Fall zurück, wo es nur eine Art Arbeit und dementsprechend nur ein Lohnniveau gibt. Gerade gegen diese Annahme wendet sich Mill und er hat es leicht zu zeigen, daß wenn man sie fallen läßt, die Aus-

²⁶⁾ Auf den Unterschied, der zwischen Marx und Ricardo darin besteht, daß der eine das konstante dem variablen, der andere das fixe dem zirkulierenden Kapital gegenüberstellt, kommt es hierbei nicht an, weil der in Arbeitsmaterial angelegte Teil des Kapitals in den betreffenden Darlegungen Ricardos verschwindet. Vgl. Marx, Kapital II S. 197. Über die Stellung von Marx selbst zu der Auffassung Ricardos, auf welche ich mich im Text beziehe, s. Kapital III, S. 183 Fußnote, S. 184 und Theorien über den Mehrwert II, S. 38—54. Am Schluß dieser Studie komme ich darauf zurück.

tauschverhältnisse von Waren, zu deren Produktion Arbeiten von verschiedener Art gedient haben, erscheinen werden als abhängig von dem Stand der Löhne, mit denen diese verschiedenen Arbeiten honoriert werden.²⁷⁾

Es ließe sich von diesem Millschen Standpunkte aus auch gegen Marx einwenden, daß seine Behauptung, die Lohnhöhe als solche beeinflusse die Preise nicht, auf einer unzulässigen Abstraktion bzw. Voraussetzung beruht. Dieser Einwand würde jedoch offenbar den Ausgangspunkt der Marxschen Konstruktion treffen, speziell die Art, wie er jede Arbeit auf einfache Arbeit reduziert²⁸⁾, aber er würde mit der Frage, ob Marx in korrekter Weise die Preise aus den Werten ableitet, in keinem Zusammenhang stehen.

Mit auf diese Frage bezieht sich bei v. Böhm-Bawerk noch ein anderer oft wiederkehrender Einwand, daß es nämlich unstatthaft sei, wie es Marx tut, die Gesamtpreissumme, die sich für alle Waren ergibt, ihrem Gesamtwert gleichzusetzen. Nach v. Böhm-Bawerk bedeutet es „eine gewaltsame Ausrenkung“ des Wertgesetzes, wenn ihm eine Wirksamkeit auf einem Gebiete zugeschrieben wird, auf dem es Austauschverhältnisse gar nicht gibt. Dem Begriff „Gesamtwert aller Waren“ käme eine „sehr problematische Berechtigung“ zu. Dieser Gesamtwert sei etwas „chimärisches“.²⁹⁾ Die Begriffe Wert und Preis können nur dazu dienen, das Austauschverhältnis der Güter aufzuklären. Wirft man aber sämtliche Güter zusammen, so kämen irgend welche Austauschverhältnisse nicht mehr in Betracht, Wert- und Preisbestimmungen würden gegenstandslos.³⁰⁾ Mithin sei kein bestimmter Sinn mit der Marxschen Behauptung zu verbinden, daß die Preissumme mit dem Gesamtwert aller Waren übereinstimme.

Nun ist es wohl ohne weiteres zuzugeben, daß der numerische Wert- oder Preisausdruck, der sich für alle Waren zusammenge-

²⁷⁾ Die Autoren (z. B. v. Komorzynski, Zuckerkandl, Liebknecht, Rosenberg), welche J. S. Mill zu einem Produktionskostentheoretiker im Gegensatz zum Arbeitswerttheoretiker Ricardo stempeln, übersehen gänzlich, aus welchen Gründen und mit welchen Einschränkungen Mill den Satz Ricardos von der Nichtbeeinflussung der Preise durch die Löhne bekämpft. Näheres darüber unten.

²⁸⁾ Siehe darüber v. Böhm-Bawerk (a. a. O. S. 167—168), der in bezug auf die Art, wie Marx jene Reduktion vornimmt, mit Recht von einem „Zirkel in der Erklärung“ spricht.

²⁹⁾ A. a. O. S. 143, 139, 140.

³⁰⁾ A. a. O. S. 114—118.

nommen ergibt, für die Frage, in welchem Verhältnis sich die verschiedenen Waren austauschen, total gleichgültig ist. Und v. Böhm-Bawerk ist vollständig im Recht, wenn er dies geltend macht gegenüber dem Versuch, das Marxsehe Wertgesetz durch die Erwägung zu retten, daß es zwar nicht für die einzelnen Waren, wohl aber für die Gesamtheit aller Waren gelte. Aber gerade deshalb, weil es gar nicht darauf ankommt, ob die Gesamtpreissumme höher oder niedriger ausfällt, erscheint es für die Zwecke der Rechnung als durchaus zulässig, diese Summe einer beliebigen Größe gleichzusetzen, also z. B. auch denjenigen Größe, die den Gesamtwert der Waren (in Arbeitszeiteinheiten) ausdrückt.

Hätte daher Marx in seinem Reehenschema, das zur Ableitung der Preise aus den Werten dient, von vornherein die Preissumme in der gesagten Weise fixiert, so würde man dagegen nichts einwenden können. In Wirklichkeit ergibt sich aber bei Marx die Gleichheit der beiden in Betracht kommenden Größen als Folgerung aus einem anderen Ansatz, der darin besteht, daß der Gesamtprofit seinem numerischen Ausdruck nach mit dem Gesamtmehrwerte identifiziert wird. Zu diesem für die ganze Marxsehe Konstruktion hochwichtigen Ansatz unterläßt es v. Böhm-Bawerk Stellung zu nehmen.

Überhaupt finde ich in demjenigen Teil seiner Kritik, der sich mit der Frage beschäftigt, ob das Wertgesetz nicht indirekt die Preise bestimmt,³¹⁾ nur eine Bemerkung, die auf das prinzipiell Fehlerhafte in der Marxschen Ableitung der Preise aus den Werten Bezug nimmt. Diese Bemerkung betrifft den Umstand, daß auch der Arbeitslohn, wie Marx selbst zugestehe, dauernd von demjenigen Satze abweichen könne, welcher der in den notwendigen Lebensmitteln (die zum Unterhalt der Arbeiter dienen) verkörperten Arbeitsmenge oder der strengen Anforderung des Wertgesetzes entsprechen würde.³²⁾ Aber v. Böhm-Bawerk scheint sich der Tragweite dieses Einwands nicht ganz bewußt zu sein. Denn er hält sich bei demselben nicht länger auf und stellt ihn in eine Reihe mit einem anderen Einwand, daß nämlich die Proftrate, welche mitbestimmend für die Warenpreise ist, ihrerseits unter anderem von der Größe des in der Gesellschaft existierenden Kapitals abhängt und daß folglich „abermals ein dem Wertgesetz ganz fremder Bestimmgrund in die be-

³¹⁾ A. a. O. S. 134—146.

³²⁾ A. a. O. S. 141.

einflussende Kette kommt“. Dieser Einwand zeugt, wie mir scheint, von einer gewissen Engherzigkeit des Kritikers, die sonst keineswegs zu den Eigentümlichkeiten v. Böhm-Bawerks gehört. Es ist nämlich klar, daß die Marxsche Lehre, wonach die Preise sich aus den Werten ohne Heranziehung sonstiger Faktoren „entwickeln“ lassen, nicht dahin ausgelegt werden darf, als ob Marx meinte, daß nichts als die Werte pro Wareneinheit gegeben werden müßten, damit sich die Preise konstruieren ließen. Als gegeben werden ja, wie das maßgebende Marxsche Schema zeigt, noch vorausgesetzt die Mengen der Waren verschiedener Art, die zur Herstellung gelangen. Hängt doch die Durchschnittsprofitrate sehr wesentlich davon ab, wie groß die betreffenden Warenmengen sind, welche auf die verschiedenen Produktionsphären entfallen. Daraus, daß diese Warenmengen mit als gegeben vorausgesetzt werden, macht v. Böhm-Bawerk seinem Gegner keinen Vorwurf und es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum es der Problemstellung widersprechen sollte, wenn man diejenigen Gütermengen, aus denen die in den verschiedenen Produktionsphären verwendeten Kapitalien bestehen, gleichfalls als gegebene Größen behandelt. Diese als Kapital auftretenden Gütermengen werden mit ihren Werten in Anschlag gebracht und darum ist es wohl gestattet zu sagen, daß Marx die Preise aus lauter Wertgrößen ableitet. Dem Wertgesetz gegenüber erscheinen diese Wertgrößen oder genauer die betreffenden Gütermengen allerdings als ein ganz fremder Bestimmungsgrund, aber dieser Umstand würde nur dann gegen Marx sprechen, wenn letzterer vorgeben würde, daß er zur theoretischen Bestimmung der Preise nichts weiter braucht als das Wertgesetz. Zu diesem Ergebnis gelangt man, wenn man die Worte v. Böhm-Bawerks von der Größe des gesellschaftlichen Kapitals als einem dem Wertgesetz ganz fremden Bestimmungsgrund à la lettre auffaßt. Aber selbst wenn man diesen Worten einen weiteren Sinn beilegt, erweist sich nach dem Vorstehenden der in Frage stehende Einwurf als sachlich unbegründet.³³⁾

Sofern es sich also um die von Marx gegebene Ableitung der Preise aus den Werten handelt, bietet v. Böhm-Bawerk mit seiner Kritik, wenn auch mehr als Diehl, so doch erheblich weniger als erwünscht ist. Zugleich geht auch v. Böhm-Bawerk nicht

³³⁾ Zur Widerlegung dieses Einwurfs beruft sich Hilferding, a. a. O. S. 50 bis 51, auf eine Stelle aus Marx (Kapital, III 1 S. 185), die nicht direkt hierher gehört, da sie sich auf die Frage einer Änderung der Produktionspreise bezieht.

darauf ein, inwiefern jene Marxsche Ableitung dazu geeignet ist, das Problem von der Entstehung des Kapitalzinses einer Lösung näher zu bringen. Gerade der Umstand, daß er jene Konstruktion in einer älteren Schrift von diesem Standpunkte aus einer Erörterung unterzogen hatte, hätte ihn, wie ich glaube, veranlassen müssen, jetzt von neuem denselben Gegenstand zu behandeln, weil ja durch das Erscheinen des dritten Bandes des „Kapital“ die Sachlage sich immerhin verschoben hat.³⁴⁾

Der v. Böhm-Bawerkschen Marx-Kritik steht diejenige J. v. Komorzynski's ebenbürtig zur Seite.³⁵⁾ Auch dieser vertritt der ganzen Marxschen Konstruktion gegenüber einen schlechthin ablehnenden Standpunkt und bemängelt sowohl die Grundlagen dieser Konstruktion, insbesondere die Auffassung, daß die Arbeit allein wertbildend sei, wie auch das weitere Operieren mit dem Wertbegriff und dem Wertgesetz bei Marx, ohne übrigens an einen subjektiven Widerspruch zwischen dem 1. und dem 3. Band des „Kapital“ zu glauben. v. Komorzynski weist im Gegenteil darauf hin, daß Marx die Lösung, die der 3. Band gebracht hat, im 1. Band „angekündigt“ und im 2. „vorbereitet“ habe.³⁶⁾ Wohl aber besteht, objektiv betrachtet, ein Widerspruch zwischen der Lehre, wonach der Wert allein die Austauschverhältnisse regelt, und den Ausführungen des 3. Bandes darüber, wie die Preise aus den Werten entstehen.³⁷⁾

An die Kritik dieser Ausführungen tritt v. Komorzynski, im Gegensatz zu einer Gruppe von Marxinterpreten, von denen weiter unten die Rede sein wird, mit der richtigen Vorstellung heran, daß bei Marx „Wert“ und „Preis“ ein und dasselbe bedeuten, nämlich „das Mengenverhältnis, in welchem die Produkte einem ökonomischen

³⁴⁾ Der Einwand z. B., den v. Böhm-Bawerk gegen die „Ausbeutungstheorie“ in „Kapital und Kapitalzins“, 1. Bd. S. 415 ff. erhebt, daß sie außerstande sei, die Gewinne solcher Unternehmer zu erklären, die relativ viel konstantes Kapital in Bewegung setzen, wird, wie mir scheint, durch die Fassung, welche die Ausbeutungstheorie im 3. Bd. des „Kapital“ erhalten hat, entkräftet. Es ist übrigens reiner Zufall, wenn v. Böhm-Bawerk diesen Einwand gegen Rodbertus und nicht gegen Marx richtet.

³⁵⁾ Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. Wien, 6. Bd. 1897.

³⁶⁾ A. a. O. S. 276–277.

³⁷⁾ Ebendasselbst S. 249, wo davon die Rede ist, daß Marx die Grundlagen seiner Lehre preisgegeben hätte.

Gesetze gemäß in den Tauschhandel treten“. „Marx wechselt nur die Bezeichnung für dieses Verhältnis,“ bemerkt v. Komorzynski, „je nachdem er demselben bald das eine, bald das andere ökonomische Gesetz zugrunde legt. Es heißt Wert, wenn es durch den Arbeitsaufwand, Preis, wenn es durch das Gesetz des gleichen Profits bestimmt wird.“³⁸⁾ Des weiteren zeigt v. Komorzynski, daß Marx bei der Umrechnung der Werte in Preise nicht folgerichtig verfahren ist. Er hätte die wechselseitige Abhängigkeit der Preise der verschiedenen Produkte außer Betracht gelassen. „Daselbe Übersehen“, heißt es im Anschluß daran, „tritt noch an wiederholten Stellen hervor, woselbst er den ‚Produktionspreis‘ als den ‚Kostpreis‘ zuzüglich des Profits hinstellt, dabei aber den ‚Kostpreis‘ als den ‚Wert‘ des aufgezehrten konstanten und variablen Kapitals bezeichnet.“³⁹⁾

v. Komorzynski findet also, daß im „Kapital“ Wertausdrücke und Preisausdrücke durcheinandergeworfen werden, und gerade in diesem Punkte bildet seine Kritik eine wertvolle Ergänzung der Böhm-Bawerkschen, aber man vermißt den Nachweis, daß die gerügten Inkonsequenzen der Marxschen Konstruktion mehr seien als Ungenauigkeiten, welche dieser Konstruktion nicht jede Bedeutung benehmen. Weist doch v. Komorzynski selbst darauf hin, daß jene Ungenauigkeiten auch dem Verfasser des „Kapital“ nicht entgangen waren.⁴⁰⁾ Um so weniger dürfte daher der Kritiker sich der Verpflichtung für überhoben halten, der Frage nachzugehen, ob denn die Rechenfehler, die sich bei Marx in die Ableitung der Preise aus den Werten eingeschlichen haben, so schwerwiegend seien, daß unter ihrer Last die „sozialistische Kapitalertragstheorie“ als solche zusammenbrechen müßte. Es wäre zu prüfen gewesen, ob jene Rechenfehler nicht hätten vermieden werden können, ohne daß an dem Ausgangspunkt der ganzen Konstruktion gerüttelt würde. Dies zu tun, unterläßt v. Komorzynski und glaubt durch die Aufdeckung der gesagten Rechenfehler schon bewiesen zu haben, daß der Kapitalprofit nicht aus der Mehrarbeit entspringe.⁴¹⁾ Daß

³⁸⁾ A. a. G. S. 276. Treffend bemerkt v. Komorzynski noch, daß es für die Marxsche Darstellung belanglos sei, daß der Preis in Geld ausgedrückt wird, weil Änderungen im Geldwerte außer Betracht bleiben.

³⁹⁾ Ebendasselbst S. 294. Ganz ähnlich Ernst Lange, Conrads Jahrbücher, 3. F., 14. Bd. S. 549.

⁴⁰⁾ A. a. O. S. 295.

⁴¹⁾ A. a. O. S. 296—297. v. Komorzynskis Ausführungen (S. 295—296)

v. Komorzynski so am entscheidenden Punkt ein etwas summarisches Verfahren einschlägt, dürfte darin seinen Grund haben, daß er von der Richtigkeit der Theorie überzeugt ist, die den Kapitalprofit durch die Produktivität des Kapitals erklärt. Wer diese Überzeugung hegt, wird naturgemäß geneigt sein, mit der „Ausbeutungstheorie“ kurzen Prozeß zu machen.

Die bisher behandelten Autoren waren sämtlich ausgesprochene Gegner der Marxsehen Lehre von der Preisbildung und dem Kapitalprofit. In einem direkten Gegensatz zu ihnen stehen die heutigen Vertreter des sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus, die jene Lehre im ganzen akzeptieren. Nun gibt es aber außerdem einzelne nationalökonomische Theoretiker, die sich unter keine von jenen beiden Gruppen von Autoren einreihen lassen, weil sie in dem Streit um Marx gewissermaßen eine vermittelnde Stellung einnehmen. Das trifft namentlich in Bezug auf Lexis zu, dem Engels das Zeugnis ausgestellt hat, von allen „bürgerlichen“ Nationalökonomien das größte Verständnis für die Frage gezeigt zu haben, in welcher Weise die Marxsche Lehre vom Wert und Mehrwert mit den Tatsachen der Preisbildung in Einklang zu bringen sei. Freilich hätte Lexis, meint Engels, diese Frage „entfernt nicht gelöst“, aber „doch im ganzen richtig gestellt“. ⁴²⁾ In Wirklichkeit hat Lexis in seiner Besprechung des 2. Bandes des „Kapital“, ^{42a)} wie jeder Vorurteilslose zugeben muß, das wesentliche der „Lösung“, die der 3. Band gebracht hat, antizipiert.

Genau in derselben Weise wie Marx selbst, sucht Lexis den Nachweis zu führen, daß die Nichtübereinstimmung der Preise mit den Werten im Marxschen Sinne, den „Idealwerten“, wie er sie nennt, von keinem Belang sei, sofern die Verteilung des Gesamtertrags der Volkswirtschaft unter die Kapitalisten- und die Arbeiterklasse in Frage kommt. Ja, bei Lexis macht sich sogar das Bestreben bemerkbar, dem Wertgesetz in einem gewissen Sinne eine größere Bedeutung beizulegen, als diejenige, welche ihm von Marx selbst im 3. Bande des „Kapital“ belassen wird. Lexis meinte näm-

darüber, daß die Produktionspreise nicht nur zur Regelung einer „internen Angelegenheit der Kapitalistenklasse“ dienen, laufen auf die (auch bei v. Böhm-Bawerk sich findende) Behauptung hinaus, daß durch die Umwandlung der Werte in Preise auch der Arbeitslohn in Mitleidenschaft gezogen wird.

⁴²⁾ Kapital III, Vorwort S. XI—XIII.

^{42a)} Conrads Jahrbücher XI (1885) S. 452—465. Zu vergleichen ebendaselbst IX (1884), über Rodbertus, besonders S. 467.

lich, „daß die Gesamtheit des Mehrwerts (d. h. der der Kapitalistenklasse zufallenden Güter) zur Gesamtheit des Arbeiteranteils (d. h. der Güter, die in Gestalt von Arbeitslohn der Arbeiterklasse zugewendet werden) bei den tatsächlichen Preisen in demselben Verhältnis steht, wie es sich ergäbe, wenn man den Waren ihre Idealpreise (d. h. diejenigen Preise, welche sich ausschließlich nach der in den Gütern verkörperten Arbeitsmenge richten) beilegte und danach den Wert jener Gesamtheiten und ihres Verhältnisses berechnete.“⁴³⁾ Diese Behauptung ist später von Lexis dahin richtig gestellt worden, daß die gesagte Proportion nicht streng, sondern nur näherungsweise gilt.⁴⁴⁾ Aber auch wenn man sie fallen läßt, gewährt nach Lexis das Rechnen mit Idealwerten einen Einblick in diejenigen volkswirtschaftlichen Vorgänge, die den Kapitalprofit zur Entstehung bringen.

Nur sei es ein Irrtum, zu glauben, daß diese Vorgänge nicht anders als auf solchem Wege richtig erkannt und beurteilt werden können. Der von Marx vertretenen theoretischen Konstruktion stehe gewissermaßen als gleichberechtigt die „vulgärökonomische“ Betrachtungsweise gegenüber, welche den Kapitalprofit aus den Preisaufschlägen hervorgehen läßt, die anlässlich jedes Wechsels in der Person des Warenbesitzers gemacht werden.

Marx hatte diese Theorie der Preisaufschläge, welche die Erzeugung des Mehrwerts in die Zirkulationssphäre verlege, mit dem Hinweis auf den Umstand bekämpft, daß die Kapitalisten gleichzeitig als Käufer und als Verkäufer von Waren (von Rohprodukten, Halbfabrikaten, genußreifen Gütern) auftreten und folglich durch die Preiszuschläge ebensoviel auf der einen Seite gewinnen als sie auf der anderen Seite verlieren würden.⁴⁵⁾ Marx sagt: „Die konsequenten Vertreter der Illusion, daß der Mehrwert aus einem nominalen Preiszuschlag entspringt, oder aus dem Privilegium des Verkäufers, die Ware zu teuer zu verkaufen, unterstellen daher eine Klasse, die nur kauft ohne zu verkaufen, also auch nur konsumiert ohne zu produzieren.“

Gegen diese Marxsche Argumentation wendet Lexis ein, daß

⁴³⁾ Conrads Jahrbücher XI S. 465 und Quarterly Journal of Economics X, Boston 1896: „The concluding volume of Marx's Capital“ S. 8. Vgl. S. 10.

⁴⁴⁾ Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl. VII. Bd., Art. „Verteilung“ S. 469.

⁴⁵⁾ Kapital I, 3. Aufl. S. 136—141.

sie nur dann stichhaltig wäre, wenn alle Gesellschaftsklassen in bezug auf die Möglichkeit, Preiszuschläge zu erzielen, gleichgestellt wären. Dies sei aber mit nichten der Fall. Die Arbeiter nämlich seien nicht in der Lage, entsprechende Aufschläge zu machen. Der Arbeitslohn falle vielmehr mit den Kosten der Erzeugung der Arbeitskraft zusammen. Und dieser eigentümliche Nachteil, in welchem sich die Arbeiterklasse befinde, habe zur Folge, daß die Preisaufschläge nur insofern wirkungslos bleiben, als der Warenaustausch innerhalb der Kapitalistenklasse von ihnen betroffen wird; aber den kaufenden Lohnarbeitern gegenüber behalten sie ihre volle Bedeutung und bewirken die Übertragung eines Teiles des Wertes des Gesamtprodukts auf die Kapitalistenklasse. Also ließe sich, meint Lexis, die Tatsache, daß das Kapital einen Profit abwirft, mit Hilfe der „trivialsten empirischen Mittel“ erklären, ohne daß es dazu nötig wäre, auf die Marxschen Abstraktionen „Wert“ und „Mehrwert“ zu rekurrieren.⁴⁶⁾

Die ganze Marxsche Konstruktion könne zwar „bis zu einem gewissen Grade aufrecht erhalten“, aber sie könne niemandem aufgezwungen werden. Denn sie zeichne sich im Vergleich zu der überlieferten Lehre keineswegs durch eine größere Einfachheit oder Klarheit aus. Die von Marx vertretene Auffassung vom Wert, welche an der Spitze jener Konstruktion steht, bezeichnet Lexis als eine imaginäre und unrealistische („imaginary and unreal“). Was aber die Ableitung der Preise aus den Werten anlangt, so handle es sich hierbei lediglich um die Aufdeckung gewisser arithmetischer Beziehungen zwischen vorgestellten und realen Größen, und Marx wäre im Irrtum begriffen, wenn er meint, daß diese arithmetischen Beziehungen (wie z. B. die Identität von Gesamtwert und Preissumme oder das Zusammenfallen von Wert und Preis in den Produktions-sphären mit durchschnittlicher organischer Zusammensetzung des Kapitals) dazu dienen könnten, über irgendwelche wirkliche volkswirtschaftliche Vorgänge Aufschluß zu erteilen. Ebenso wenig zutreffend sei es, diese Beziehungen, die eigentlich auf der Hand lägen, für eine Bestätigung des Wertgesetzes auszugeben. Es zeige sich nur, daß dieses hypothetische Gesetz mit der ökonomischen Erfahrung logisch in Einklang gebracht werden könne unter der Bedingung, daß man es nicht auf die einzelnen Waren, sondern auf die Gesamtheit

⁴⁶⁾ Conrads Jahrbücher XI S. 453—454, Quarterly Journal of Economics X S. 33. Vgl. Wörterbuch der Volkswirtschaft II S. 937.

aller Waren anwendet. „Die Idealwerte“, bemerkt Lexis, „können als Ausgangspunkt einer Verschiebung betrachtet werden, die zu den wirklichen Preisen führt.“⁴⁷⁾ Aber es widerspreche direkt den Tatsachen, wenn Marx diese Idealwerte in die Anfänge der kapitalistischen Produktion als Ausdruck der Wirklichkeit verlegt und dementsprechend für den Urzustand des Kapitalismus das Nebeneinanderbestehen ungleicher Profitraten in verschiedenen Produktionssphären annimmt. Die Gleichheit der Profite trete vielmehr *pari passu* und in unzertrennlicher Verbindung mit der kapitalistischen Produktionsmethode in die Erscheinung. Wenn dem aber so ist, so steht nach Lexis die Marxsche Ableitung der Preise aus den Werten überhaupt in keiner Beziehung zur ökonomischen Wirklichkeit.⁴⁸⁾ Mit aus diesem Grunde erweise sich diese Ableitung, daher auch die ganze Lehre vom Wert und Mehrwert nicht als zwingend.

Man dürfte nicht fehlgehen, wenn man sagt, daß dieser Lehre von ihrem Schöpfer nicht zuletzt aus dem Grunde eine so große Bedeutung beigelegt wurde, weil sie ihm als Mittel zur Überwindung derjenigen Auffassung erschien, die den Warenpreis aus seinen Bestandteilen, nämlich dem Arbeitslohn, dem Kapitalprofit und eventuell der Grundrente, hervorgehen läßt.⁴⁹⁾ Diese Auffassung, die Marx als die größte Schwäche der „Vulgarökonomie“ hinstellt und die er auf einen „nährischen Schnitzer“ Adam Smiths dogmengeschichtlich zurückführt,⁵⁰⁾ nimmt nun Lexis in Schutz. Er ist der Meinung, daß jenes von Marx verpönte Dogma, wonach der Wert der Güter sich in letzter Instanz zusammensetzt aus Arbeitslohn, Kapitalprofit und Grundrente, sich an der Hand der Erfahrung verifizieren lasse, wenn man nur in korrekter Weise dem Umstand Rechnung trägt, daß jede gegebene Produktionsperiode einen gewissen Vorrat an halbfertigen Produkten aus der vorangegangenen Periode übernimmt und einen solchen der darauf folgenden Periode abgeliefert.⁵¹⁾

Andere Punkte der Lexisschen Marxkritik kommen für den Gegenstand dieser Studie nicht unmittelbar in Betracht. Es sei nur

⁴⁷⁾ Conrads Jahrbücher XI S. 463—464.

⁴⁸⁾ Quarterly Journal of Economics X S. 10—13. Vgl. Ernst Lange, in Conrads Jahrbüchern, 3. Folge, 14. Bd. S. 549—558.

⁴⁹⁾ Kapital III₂ S. 398.

⁵⁰⁾ Kapital II S. 365.

⁵¹⁾ Quarterly Journal of Economics X S. 25.

bemerkt, daß Lexis weder die Bedeutung von Marx als ökonomischer Denker in Abrede stellt, noch die Verdienste verkennt, die er sich um die Erforschung und Klarlegung gewisser typischer Tatsachen und Entwicklungstendenzen der kapitalistischen Wirtschaft erworben hat.⁵²⁾ Aber das von Marx allen seinen Untersuchungen zugrunde gelegte Schema hat nach Lexis eine nur bedingte Geltung und ist in keiner Weise dazu geeignet, die traditionelle Lehre von der Preisbildung und der Einkommensverteilung aus ihrer Position zu verdrängen.

Derjenige Teil der Lexisschen Marxkritik welcher sich speziell mit dem Gegenstand dieser Abhandlung berührt, bedarf, wie mir scheint, einer zweifachen Ergänzung. Es ist erstens erwünscht, die beiden Erklärungen des Kapitalprofits (das eine Mal aus der Mehrarbeit, das andere Mal aus den Preisaufschlägen), die in der Lexisschen Darstellung miteinander konkurrieren und als gleichberechtigt auftreten, wenn es geht, ineinanderfließen zu lassen. Zweitens muß die arithmetische Operation der Umwandlung der Werte in Preise, wie sie Marx ausführt, auf ihre Korrektheit hin genauer untersucht werden. Lexis beurteilt diese Operation nur insofern als sie dazu dienen soll, zu zeigen, daß durch den Übergang von der „Wertrechnung“ zur „Preisrechnung“ das Wesen des Profits als arbeitsloses Einkommen keine Änderung erfährt. Von diesem Standpunkte aus gesehen, hat es in der Tat nicht viel zu bedeuten, ob Marx sich bei jenem Übergang keine Rechenfehler hat zu schulden kommen lassen. Aber die arithmetischen Beziehungen, die hierbei herauskommen, werden von Marx selbst noch zu anderen Zwecken verwertet, insbesondere zur Begründung seines Gesetzes der fallenden Profitrate.⁵³⁾ Und darum knüpft sich an die in Frage stehende arithmetische Operation kein geringes Interesse.

Aus dem weiteren Verlauf dieser Darlegungen wird sich zeigen, wie sich eine derartige Vervollständigung der Lexisschen Kritik bewerkstelligen läßt.

Ein anderer Autor, der die Marxsche Theorie der Preisbildung und Einkommensverteilung als Ganzes betrachtet in einem gewissen Sinne, aber doch nicht als volle Wahrheit gelten läßt und zugleich, in einem entschiedenen Gegensatz zu Marx selbst, diese Aner-

⁵²⁾ Ebendasselbst S. 25 ff.

⁵³⁾ Dieses Gesetz wird von Lexis ausführlich besprochen (a. a. O. S. 13—20), aber nicht von dem im Text gemeinten Gesichtspunkte aus.

kennung keineswegs mit einer gänzlichen Ablehnung der überlieferten Doktrin verbindet, ist W. Sombart.⁵⁴⁾

Ihm erscheint die Marxsche Theorie vor allem als Ausdruck eines extremen Objektivismus in der Volkswirtschaftslehre und er meint, daß der Objektivismus in der subjektivistischen Richtung, wie sie insbesondere von den Grenznutzentheoretikern vertreten wird, eine erwünschte Ergänzung findet.⁵⁵⁾

Sodann behauptet Sombart, daß Marx, sobald er an eine genauere Erfassung der konkreten Verhältnisse der Preisbildung schreitet, im Grunde genommen, in die traditionelle Produktionskostentheorie verfällt, obschon er selbst eine von der seinigen nur unwesentlich abweichende Formulierung derselben Theorie als grobe Verrirung hinstellt. Sombart hat hierbei gerade jene Darlegungen des 3. Bandes des „Kapital“⁵⁶⁾ im Auge, die von den Werten zu den Preisen hinüberleiten und über die, wie er meint, gar kein Grund vorläge, sich aufzuregen. Die Art und Weise, wie Marx sein Wertgesetz mit der tatsächlichen Gestaltung der Preise in Einklang zu bringen sucht, sei eigentlich „selbstverständlich“.⁵⁷⁾ Gewiß könne der Wert, wie ihn Marx auffaßt, zur ökonomischen Wirklichkeit keine unmittelbare Beziehung haben und wo Marx eine solche Beziehung annimmt (nämlich in den Anfängen der kapitalistischen Produktion), sei er gewissermaßen sich selbst untreu geworden.⁵⁸⁾

Der Wert im Marxschen Sinne sei eben nur ein Hilfsmittel des ökonomischen Denkens und zwar ein unentbehrliches, weil ohne den Beistand dieses Wertbegriffs es unmöglich wäre, „die als Gebrauchsgüter qualitativ verschiedenen Waren in quantitativer Bestimmtheit erscheinen zu lassen“ und überhaupt von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus die volkswirtschaftlichen Zustände und Vorgänge wissenschaftlich zu durchdringen.⁵⁹⁾

Es würde zu weit führen, wollte man hier die Frage aufrollen, inwiefern ein Appell an das „monistische Bedürfnis“ des ökonomischen Theoretikers überzeugend ist. Mich vermag dieser Appell gar nicht zu

⁵⁴⁾ Dieses Archiv Bd. VII Heft 4: „Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx“.

⁵⁵⁾ A. a. O. S. 591.

⁵⁶⁾ Ebendasselbst S. 572.

⁵⁷⁾ A. a. O. S. 562.

⁵⁸⁾ Ebendasselbst S. 584—586.

⁵⁹⁾ Ebendasselbst S. 574—575.

rühren. Was aber die Behauptung Sombarts anlangt, daß man die Waren notwendig als „Nur-Produkte abstrakt menschlicher Arbeit“ (also dem Wertbegriff gemäß) denken müsse, um zu begreifen, daß sie in bestimmten Proportionen gegeneinander ausgetauscht werden, so ist diese Behauptung, die übrigens von Marx selbst herrührt, wie v. Böhm-Bawerk mit fast ermüdender Gründlichkeit nachgewiesen hat,⁶⁰⁾ ganz unhaltbar.

Wenn sich Sombart zur Verteidigung des Marxschen Wertbegriffes und Wertgesetzes noch darauf beruft, daß die Arbeit die objektiv relevanteste ökonomische Tatsache sei, weil das wirtschaftliche Dasein des Menschen in der Hauptsache von der Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit abhängt, so möchte man — um gewisse auf der Hand liegende Einwürfe, die von anderer Seite gemacht worden sind,⁶¹⁾ nicht zu wiederholen — namentlich folgendes dagegen einwenden. Zugegeben, daß die Arbeit als ökonomischer Faktor eine dominierende Rolle spielt und daß daher auch z. B. eine theoretische Untersuchung über den Wert und den Tausch „ohne Rücksicht auf die Produktion“ (vgl. v. Wieser) kein überwältigendes Interesse bieten kann, so ist damit noch gar nicht gesagt, daß an die Spitze einer Theorie der Volkswirtschaft der Wertbegriff und das Wertgesetz im Marxschen Sinne gestellt werden müssen. Denn Arbeit und Wert ist auch für Marx nicht ein und dasselbe. Ja, wenn Sombart den Ausspruch macht, daß der Begriff der Produktivität der Arbeit in dem Wertbegriff seinen ökonomischen Ausdruck findet,⁶²⁾ so dürfte das nicht einmal marxistisch gedacht sein. Man bedenke nur, daß solche Änderungen in der Produktivität der Arbeit, welche alle Produktionsphären gleichmäßig erfassen, die Warenwerte unberührt lassen und daß Änderungen in der Produktivität der Arbeit, die sich auf irgend eine bestimmte Produktionssphäre beschränken, den Wert der betreffenden Ware erhöhen oder herabsetzen, je nachdem die Produktivität der Arbeit gefallen oder gestiegen ist. Also Produktivität der Arbeit und Wert sind Begriffe, die man nicht, wie es mir Sombart zu tun scheint, durcheinander werfen darf.⁶³⁾ Es ist zweierlei, ob ein

⁶⁰⁾ „Zum Abschluß“ S. 146—161 und S. 192—196.

⁶¹⁾ Siehe v. Böhm-Bawerk a. a. O. S. 195—196.

⁶²⁾ A. a. O. S. 577.

⁶³⁾ Im Marxschen System spielt noch eine besondere Rolle die Beziehung zwischen der Produktivität der Arbeit und dem Wert der Arbeitskraft. Dadurch,

nationalökonomisches System von der Arbeit als wichtigstem Produktionsfaktor oder von dem Wert im Marxschen Sinne seinen Ausgang nimmt. Ersteres Verfahren hat mit dem Marxismus nichts zu tun.⁶⁴⁾

Und so glaube ich, daß es Sombart weder durch den Hinweis auf die Aufgaben, die dem wissenschaftlichen Denken auf nationalökonomischem Gebiete gestellt werden, noch durch die Betrachtung der Grundtatsachen der Wirtschaft gelungen ist, seinen Lesern die Überzeugung beizubringen, daß das Marxsche Wertgesetz „ein notwendiges Requisite“ der theoretischen Volkswirtschaftslehre sei.

Auch erscheint seine Behauptung, daß bei Marx der Wert eine gedankliche und der Preis eine wirkliche Tatsache sei, schon aus dem Grunde als unzutreffend, weil ja der Preis, dessen Nichtübereinstimmung mit dem Wert für das Marxsche System charakteristisch ist, keine tatsächlich in einem bestimmten Fall gezahlte Geldsumme bedeutet, sondern ebensogut wie der Wert eine wissenschaftliche Abstraktion ist. Es handelt sich hierbei um den „Produktionspreis“, von welchem zu der von der Theorie unberührten Wirklichkeit herab noch einige Stufen führen.

Die Gegenüberstellung von Wert und Preis und dementsprechend von Mehrwert und Profit wird von Sombart noch dahin gedeutet, daß es sich dort (beim Wert und Mehrwert) um gesellschaftliche, hier (beim Preis und Profit) um individuelle Tatsachen handelt.⁶⁵⁾ Diese Formulierung scheint mir nicht sehr glücklich zu sein. Richtig ist, daß nach Marx die Kategorien Wert und Mehrwert zur Klarlegung des Verhältnisses der Kapitalistenklasse zur Arbeiterklasse dienen, dagegen die Kategorien Preis und Profit bei der Betrachtung einer internen Angelegenheit der Kapitalistenklasse zur Anwendung kommen, aber es geht wahrlich nicht an, dieser internen Angelegenheit den Charakter als gesellschaftliche Tatsache abzusprechen.

daß letzterer sinkt, wenn erstere steigt, erhöht sich der relative Mehrwert unter dem Einfluß des technischen Fortschritts. Aber das gilt offenbar nur, sofern der *standard of life* der Arbeiterklasse unverändert bleibt. Und gerade diese Voraussetzung möchte Sombart (a. a. O. S. 580) aus der Marxschen Lehre am liebsten gestrichen sehen.

⁶⁴⁾ Es ist bezeichnend, daß Sombart in seinem „Modernen Kapitalismus“ bei der Erörterung der Frage, wie Profit möglich ist, nicht das Marxsche Wertgesetz, sondern den Adam Smithschen Satz von der Arbeit als der Quelle der Güterversorgung allem anderen voranstellt. S. Bd. I S. 210—211.

⁶⁵⁾ Dieses Archiv, VII S. 584.

Schließlich kennzeichnet sich nach Sombart das Verhältnis von Wert und Preis dadurch, daß ersterer, als auf einem rein technischen („objektiven“) Tatbestand beruhend, gar keinen Bezug nimmt auf das Streben der Individuen, sich die größten Vorteile zu sichern, und auf die entsprechende Handlungsweise, während der Preis gerade aus solch einem Streben und Handeln, aus der Konkurrenz, hervorgeht.⁶⁶⁾ Dieser Standpunkt dürfte zwar marxistisch sein,⁶⁷⁾ aber er ist darum nicht stichhaltig. Mit Recht bemerkt hierzu v. Böhm-Bawerk: „Jeder Unbefangene weiß und sieht, daß derjenige Einfluß, den die aufgewendete Arbeitsmenge überhaupt auf die dauernde Gestalt der Güterpreise nimmt, nur durch das Spiel von Angebot und Nachfrage, beziehungsweise durch die Konkurrenz vermittelt wird.“⁶⁸⁾ Berücksichtigt man, daß das Wertgesetz, wie es Marx auffaßt und wie es schon Ricardo formuliert hat, eben nur auf dem Wege der „Motivation“ zur Geltung kommen kann⁶⁹⁾ und unter gewissen vereinfachenden Voraussetzungen zur Geltung kommen muß,⁷⁰⁾ so erweist sich auch, nebenbei bemerkt, die Antwort, welche Marx und Sombart, der ihm darin unbedingt folgt, auf die Frage geben, welche Art Arbeit wertbildend sei, als verfehlt oder im besten Fall als nichtssagend.⁷¹⁾ Auf diesen Punkt wird weiter unten zurückzukommen sein.

So sucht Sombart, zum Teil sich an Marx anschließend, zum Teil selbständig vorgehend, die Kluft zwischen Wert und Preis von verschiedenen Gesichtspunkten aus gewissermaßen als unüberbrückbar erscheinen zu lassen. Ja, einmal sagt er ausdrücklich, daß die Produktionskosten (wohl im Sinne von „Produktionspreis“) mit dem

⁶⁶⁾ Ebendasselbst S. 591.

⁶⁷⁾ Vgl. jedoch Kautsky, Agrarfrage, 1899, S. 59, wo ausdrücklich behauptet wird, daß das Wertgesetz die freie Konkurrenz voraussetzt.

⁶⁸⁾ A. a. O. S. 176.

⁶⁹⁾ Vgl. Tugan-Baranowsky, in diesem Archiv XXII. Bd. (1906) S. 560.

⁷⁰⁾ Darum ist es verkehrt, mit v. Böhm-Bawerk zu sagen, das Marxsche Wertgesetz sei „praktisch und theoretisch eine Null“ (a. a. O. S. 192).

⁷¹⁾ Vgl. Moderner Kapitalismus I S. 211. Hier wird die gewagte Behauptung wiederholt, daß ohne eine Einengung des Arbeitsbegriffs im Marxschen Sinne eine Wissenschaft der kapitalistischen Wirtschaft nicht möglich ist. Und bei der Aufzählung verschiedener Kategorien von Personen, die keine „Arbeit“ leisten, rangieren bei Sombart ganz wie bei Marx (Kapital II S. 365) die Universitätsprofessoren mit den „Kurtisanen“. Nur daß Marx für letzteren Begriff einen kräftigeren Ausdruck gebraucht.

Werte und der Profit mit dem Mehrwert „formell nichts zu schaffen“ haben.⁷²⁾ Ist dem aber so, so fragt man sich erstaunt, worin denn die Hilfe besteht, welche die Begriffe Wert und Mehrwert der Nationalökonomie leisten können, gesetzt, daß letztere sich nicht auf gegenstandsloses Philosophieren verlegt, sondern die wirklichen Erscheinungen, wenn auch schematisierend, zu erforschen trachtet.⁷³⁾ Die Kritik hat mit Recht hervorgehoben, daß Sombart aus dem „Schutzbezirk“ des Denkens, in den er den Wert und den Mehrwert verwiesen hat, „ganz artige Ausfälle in die Welt der Tatsachen macht“⁷⁴⁾ und auf diese Weise seine Position, die er selbst für uneinnehmbar hält, eigentlich aufgibt. Ich möchte zur Ergänzung dieses wohlverdienten Vorwurfs nur noch auf den bezeichnenden Umstand hinweisen, daß Sombart von Marx behauptet, er hätte das Gesetz der fallenden Profitrate „in glänzendster Weise entwickelt“.⁷⁵⁾ Nun beruht aber diese Entwicklung darauf, daß Marx eine ganz bestimmte (und zwar äußerst einfache und falsche) arithmetische Beziehung zwischen Größen herstellt, von denen die einen in seinem „Wert- und Mehrwertschema“, die anderen in seinem „Preis- und Profitschema“ auftreten. Das findet Sombart glänzend, aber er erklärt zugleich jeden Versuch, „eine irgendwelche Relation zwischen Mehrwert und Profit zu konstatieren“ für „platten Blödsinn“.⁷⁶⁾ Möge man sich in diesen Widersprüchen zurechtfinden!

Sombarts Tendenz, den Marxschen Wertbegriff und sein Wertgesetz in eine gleichsam gehobene Stellung zu bringen, wo sie von der Kritik nicht mehr erreichbar wären, tritt uns in potenziertem Maße und in etwas anderer Beleuchtung bei einigen Autoren aus dem philosophischen Lager entgegen, unter denen der Vorrang G. Simmel gebührt.

Die eigentliche Frage des Mißverhältnisses zwischen Wert und Preis bei Marx wird von Simmel nur zaghaft angefaßt⁷⁷⁾ und, wie es seine Art überhaupt ist, nur mit stillschweigender Bezugnahme auf Marx erörtert. In den Fällen des „Auseinandergehens von Preis und Wert“ handele es sich, meint Simmel, um Tausch-

⁷²⁾ Dieses Archiv VII S. 584. Was hier der Zusatz „formell“ bedeuten soll, ist mir nicht ganz klar.

⁷³⁾ Vgl. Ernst Günther a. a. O. S. 1271.

⁷⁴⁾ v. Böhm-Bawerk a. a. O. S. 197.

⁷⁵⁾ A. a. O. S. 564.

⁷⁶⁾ Ebendasselbst S. 582.

⁷⁷⁾ Philosophie des Geldes, Leipzig 1900, S. 51—52.

akte, die unter besonderen Umständen vollzogen werden, als welche er beispielshalber anführt: „Befriedigung eines unaufschieblichen Bedürfnisses, Liebhaberei, Betrug, Monopole“. Hierzu wird bemerkt: „Im weiteren und subjektiven Sinne bleibt also auch hier die Äquivalenz von Wert und Gegenwert bestehen.“

Während nun der Kontext keinen Zweifel darüber läßt, daß in der herangezogenen Stelle gerade jene Diskrepanz zwischen Wert und Preis gemeint ist, die dem Marxschen System eigentümlich ist, sieht jeder Sachkundige sofort ein, daß Simmel hier an dem Problem, das er mit seinen Erwägungen einer Lösung näher bringen möchte, einfach vorbeitrifft. Denn von den Umständen, die nach Simmel eine Abweichung des Preises vom Werte herbeiführen können, wird von Marx keinem einzigen ein Einfluß auf den Preis (den „Produktionspreis“ des 3. Bandes im Gegensatz zum Wert) eingeräumt. Der vom Wert quantitativ verschiedene Preis drückt vielmehr bei Marx eine Tauschrelation aus, die bei einer ungestörten Wirkung der Konkurrenz und bei einem dem Bedarf entsprechenden Umfang der Produktion sich als etwas für den Markt (nicht für den einzelnen, eventuell durch irgendwelche Ausnahmeverhältnisse charakterisierten Tauschakt) geltendes herausstellen würde. Das ist der „natürliche Preis“ der älteren Theoretiker und dasjenige Moment, welches in erster Linie ihn von dem Werte im Marxschen Sinne divergieren läßt, ist die verschiedene organische Zusammensetzung des Kapitals in den einzelnen Produktionssphären — ein Moment, welches Simmel gar nicht erwähnt.

So kommt denn auch Simmels Standpunkt für diese Studie mehr indirekt in Betracht. Seine Ansichten über den Wert im allgemeinen (also nicht mehr über den ökonomischen Wert allein) erscheinen nämlich gewissen Marxinterpreten gleichsam als höchste Sanktion der von ihnen vertretenen Auffassung, daß die Widerspruchslosigkeit des Wertbegriffes und die Richtigkeit aller Denkopoperationen, die Marx mit diesem Begriff vornimmt, keinesfalls an den Erfahrungsstatsachen des wirtschaftlichen Lebens in jener rohen Weise, wie es die bisherige Marxkritik getan hätte, geprüft werden dürfen. Bildet doch den Ausgangspunkt der Simmelschen Geldphilosophie eine Gegenüberstellung von „Wert“ und „Sein“. Der Wert stelle „als umfassende Form und Kategorie des Weltbildes“ gewissermaßen das Gegenstück zu dem Sein dar, und wie das Sein nach Kant keine Eigenschaft der Dinge ist, so der Wert nach Simmel. Denn einem Dinge wachse dadurch, daß ich es wertvoll

nenne, durchaus keine neue Eigenschaft zu, weil es vielmehr gerade wegen der Eigenschaften, die es besitzt, erst gewertet werde. Das schon allseitig bestimmte Sein des betreffenden Dinges werde in „die Sphäre des Wertes“ erhoben, die der Sphäre des Seins gegenüber nach verschiedenen Richtungen hin volle Selbständigkeit zeige.⁷⁵⁾ Man könnte zu diesen grundlegenden Ausführungen etliche Fragezeichen machen. Bezeichne ich z. B. ein Ding als farbig, so läßt sich mit demselben Recht sagen, daß es dadurch keine neue Eigenschaft gewinne. Es sei nämlich farbig nur soweit es z. B. als rot erkannt worden ist. Allgemein gesprochen, kann ein und derselbe Sachverhalt zu Aussagen von verschiedenem Grad der Abstraktheit Anlaß geben, und es hieße doch etwas zu weit gehen, wollte man bei jedem Übergang zu einer höheren Stufe der Abstraktion ein neues „Weltbild“ oder eine prinzipiell andere Betrachtungsweise entstehen lassen. Die Kategorie des Wertes, die durch Nietzsche bei Philosophen und Pseudophilosophen hoch zu Ehren gekommen ist, erscheint in der Tat als eine sehr umfassende, weil entsprechend abstrakte Kategorie, aber es ist gar nicht abzusehen, wieso ihr in der Metaphysik oder der Erkenntnistheorie eine Sonderstellung zukommen soll. Man hat ja auch gelegentlich dem Sein z. B. das Recht, die rechtliche Sphäre, gegenübergestellt, wodurch zum Ausdruck gebracht wird, daß die juristische Dogmatik sich nicht darum zu kümmern brauche, ob die Rechtssätze, die sie analysiert und systematisiert, in der Wirklichkeit befolgt werden. Oder man will durch solch eine Gegenüberstellung darauf hinweisen, daß sich die faktischen Beziehungen zwischen den Menschen anders gestalten als es das Gesetz vorschreibt oder annimmt. Dieser Sachverhalt ist ebensowenig geheimnisvoll wie jeder beliebige Fall der Nichtausführung eines Gebotes und darum auch philosophisch ganz uninteressant. Die behauptete Selbständigkeit des Rechtes gegenüber dem Sein geht also, wie mir scheint, die Metaphysik und die Erkenntnistheorie gar nichts an und nicht anders verhält es sich m. E. mit der Simmelschen Antithese „Wert und Sein“. Aber hier liegt es mir nur ob, gegen die Verwendung dieser schiefen Antithese zu wirtschaftstheoretischen Zwecken, speziell zur Klärung des Verhältnisses zwischen Wert und Preis bei Marx, Einspruch zu erheben.

Simmel selbst zeigt in dieser Hinsicht eine gewisse Zurück-

⁷⁵⁾ A. a. O. S. 1 ff.

haltung.⁷⁰⁾ Dafür aber meint sein gelehriger und gläubiger Schüler August Koppel allen Ernstes, in jener eigenartigen, erst von Simmel entdeckten Beziehung des Wertes zum Sein den Schlüssel

⁷⁰⁾ In der Vorrede zur „Philosophie des Geldes“ heißt es: „Keine Zeile dieser Untersuchungen ist nationalökonomisch gemeint.“ Dieser Ausspruch darf indessen nicht à la lettre genommen werden und stellt sich vielmehr dem nationalökonomischen Leser gegenüber als eine verschleierte captatio benevolentiae dar. Gewiß ist es dem Verfasser vielfach nur sozusagen um eine philosophische Umprägung gegebener volkswirtschaftlicher Begriffe und Lehrsätze zu tun, aber wiederholt nimmt er im Laufe seiner Erörterungen ohne jeden Vorbehalt zu Fragen Stellung, die „jenseits der ökonomischen Wissenschaft“ gar keinen Sinn haben können, wobei neben durchaus zutreffenden Darlegungen auch manche Fehlgriffe mit unterlaufen. So wird z. B. auf S. 81 die Behauptung aufgestellt, das Geld verdanke seine Wertstabilität, soweit es diese Eigenschaft besitze, einfach seiner Funktion, als Wertmesser zu dienen. Richtig ist nur, daß diese Funktion zur Wertstabilität des Geldes beiträgt, ob aber in größerem oder geringerem Maße, ist eine Frage, über welche die Ansichten der Fachmänner geteilt sind. Zur Klärung dieser Frage steuert Simmel nichts bei, obschon er selbst anderer Meinung darüber sein dürfte. Er handelt nämlich a. a. O. von der Konstanz des Geldwertes als von einer „objektiven Tatsache“, bewegt sich also hier durchaus in der Sphäre des ökonomischen Seins und möchte offenbar den Leser über jene Tatsache belehren. Auf S. 78 werden z. B. die Höhe des Geldwertes und die Höhe des Zinsfußes nicht streng auseinandergehalten — eine Verwechslung, die in der vorgeschichtlichen Periode der nationalökonomischen Wissenschaft nicht selten war (vgl. darüber Adam Smith, *Wealth of Nations*, Book II Chap. IV). Auch in die Grenznutzentheorie, die Simmel versucht hat, nach verschiedenen Richtungen für seine Zwecke zu verwerthen, scheint er mir nicht tief genug eingedrungen zu sein. Das zeigt sich u. a. in der Art und Weise, wie er die Nützlichkeit als wertbildendes Moment gegen die Arbeitswerttheorie und gegen gewisse praktische Forderungen des Sozialismus ins Feld führt (S. 450—453). Die sehr ungenauen Formulierungen, an denen der betreffende Passus krankt, lassen erkennen, daß der Verfasser mit der Stellung der Grenznutzentheorie zum Kostengesetz, worüber man sich aus v. Böhm-Bawerk und noch besser aus Walras oder Auspitz und Lieben informieren kann, nicht ganz vertraut ist. Außerdem operiert Simmel a. a. O. mehr oder weniger unbewußt mit dem Begriff des „abstrakten“ Wertes (Rau) oder des Gattungswertes, den Carl Menger und seine Anhänger als völlig ungeeignet zur Klärung wirtschaftlicher Beziehungen nachgewiesen haben. Wenn Simmel dann z. B. „eine Wendung der Grenznutzentheorie aus dem Individuellen in das Soziale“ anregt, indem er ein „Gesetz der konsumtiven Preisbegrenzung“ aufstellt (S. 201—202), so scheint es ihm entgangen zu sein, daß der Inhalt dieses angeblichen Gesetzes sich schon bei v. Wieser, und zwar fast genau in derselben verkehrten Formulierung, vorfindet. Über den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes, Wien 1884, S. 26 und *Der natürliche Wert*, Wien 1889, S. 44—45). Noch eigentümlicher als

gefunden zu haben, der ihm die Frage des „Widerspruchs“ zwischen dem 1. und dem 3. Band des „Kapital“ lösen hilft.⁵⁰⁾

Da der Wert einen „normativen Charakter“ habe oder auch ein „regulatives Prinzip“ darstelle und „der Beschaffenheit der Dinge selbst fremd“ sei,⁵¹⁾ der Preis hingegen „nicht als das Problem, sondern (?) als konkrete Erscheinung und nicht als Wort, sondern als reales Phänomen“ auftrete und darum den unmittelbaren Gegenstand der Nationalökonomie bilde,⁵²⁾ so könne Marx „alle Abweichungen des Wertes vom Preise ruhig zugeben“. Mit überlegener Miene belehrt Koppel den Leser, daß alle bisherigen Marxinterpreten, kurzsichtig wie sie waren, dort ein Rätsel gesehen hätten, wo in Wirklichkeit eine Notwendigkeit vorliegt, ohne die das ganze Marxsche System Sinn und Bedeutung verlieren würde. Notwendig nämlich sei gerade die Divergenz von Wert und Preis. Wertproblem und Preisproblem seien ganz verschieden.⁵³⁾ „Nicht daß das Wert-

solche an die Adresse der Nationalökonomie sich richtenden Anregungen berührt bei Simmel die Art, wie er über volkswirtschaftliche Theorien ganz summarisch aburteilt (vgl. z. B. S. 52 über einen angeblichen „durchgehenden Fehler von Werttheorien“ oder S. 77 über „Unklarheiten und Widersprüche der Geldtheorien“). Daß Simmel ein nationalökonomisches Thema oder eine Reihe nationalökonomischer Themata in einer so wenig befriedigenden Weise behandelt hat, ist um so bedauerlicher, als er selbst sagt (Vorrede S. IX), daß keine direkte Veranlassung zu Exkursen in dieses Spezialgebiet für ihn vorgelegen hätte: das Geld sei bei seinen Erörterungen „nur Mittel, Material, Beispiel“. Hiermit deutet Simmel an, daß er diejenigen Gedanken, auf die es ihm eigentlich ankommt, ebensogut an einem anderen Gegenstand hätte exemplifizieren und erhärten können. Wer seine bis zur Virtuosität gesteigerte Fähigkeit kennt, kleine Dinge in große Zusammenhänge hineinzuziehen oder hineinzuzwängen, wird ihm aufs Wort glauben. Aber so ganz gleichgültig ist die Wahl des Objekts des Philosophierens im gegebenen Fall, wie mir scheint, doch nicht gewesen. Mit dem Geld läßt sich eben, wie sich's zeigt, auch auf philosophischem Gebiete mehr als mit anderen Dingen anfangen und läßt sich namentlich eine Reihe philosophischer bons mots prägen, wie z. B. daß das Geld der adäquate Ausdruck für das Verhältnis des Menschen zur Welt ist (S. 86), oder daß das Geld die Möglichkeit aller Werte als den Wert aller Möglichkeiten zur Geltung bringt (S. 204) und dgl. mehr.

⁵⁰⁾ Koppels Schrift nennt sich: „Für und wider Karl Marx. Prolegomena zu einer Biographie“. Wessen Biographie hierbei gemeint ist, ist nicht ganz klar, da die Arbeit über das Leben von Marx keine einzige Angabe enthält.

⁵¹⁾ A. a. O. S. 67, 30, 44.

⁵²⁾ S. 68, 66, 42.

⁵³⁾ S. 30—31.

gesetz gilt, sondern daß es nicht gilt“, meint Koppel, „gibt dem Marxschen System seine ungeheure Bedeutsamkeit. Wo man seine Schwäche sah, liegt seine Kraft.“⁸⁴⁾

Hierzu ist nun zu bemerken, daß bei Marx selbst sich der Preis zum Wert keineswegs so indifferent verhält, wie es Koppel darstellt. Marx leitet doch die Preise von den Werten ab und die Aufgabe der Kritik dürfte mit darin bestehen, diese Ableitung auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen, was Koppel gänzlich unterläßt. Freilich erschöpft sich für Marx die Bedeutung seines Wertbegriffes und seines Wertgesetzes nicht in deren Beziehung zum Problem der Preisbildung,⁸⁵⁾ sondern sie geben ihm das Mittel an die Hand, das *quid proprium* der mit der kapitalistischen Produktionsweise zusammenhängenden Verteilung des Produktionsertrages aufzuzeigen. Koppel selbst deutet das an.⁸⁶⁾ Soll aber das Wertgesetz, wie es offenbar Koppels Meinung ist, danach beurteilt werden, ob es zur Erklärung nicht der Preisbildung, sondern der Einkommensverteilung dienen kann, dann wird es gänzlich unverständlich, warum es, wie Koppel behauptet, gerade auf die Inkongruenz von Wert und Preis ankommen soll. Entspringt doch diese Inkongruenz nach Marx, wenn man von einigen nebensächlichen Momenten absieht, aus der verschiedenen organischen Zusammensetzung des Kapitals in den einzelnen Produktionssphären, d. h. aus einer Erscheinung, von der Marx nicht müde wird, zu behaupten, daß sie für die kapitalistische Wirtschaftsverfassung, sofern diese auf Produktion und Aneignung von Mehrwert beruht, unwesentlich ist. Die Tatsache also, daß das Wertgesetz in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht gilt, hängt nach Marx von einem Faktor bzw. von einer Reihe von Faktoren ab, die das Wesen des Kapitalismus nicht ausmachen, sondern verdecken: Gesetzt, daß die organische Zusammensetzung des Kapitals in allen Produktionssphären die gleiche wäre, so würde für den Austausch der Waren das Wertgesetz unmittelbar maßgebend sein, ohne daß die Ausbeutung der Arbeiter durch die Kapitalisten aufhörte und ohne daß für Umfang, Richtung und Technik der Produktion andere Rücksichten entscheidend würden als die Gewinnsucht der Kapitalisten.

⁸⁴⁾ S. 31.

⁸⁵⁾ Im Gegensatz zu Koppel (S. 68) wage ich die Behauptung, daß die Preisbildung zugleich eine „konkrete Erscheinung“ und ein „Problem“ ist.

⁸⁶⁾ A. a. O. S. 29.

Angesichts dieses klaren Sachverhaltes erweist sich die Behauptung Koppels, daß gerade das Nichtgelten des Wertgesetzes für das Wesen des Kapitalismus, wie es Marx auffasse, charakteristisch sei, als ein unüberlegter auf Effekt berechneter Ausspruch, der, statt von der Originalität seines Urhebers, von seinem mangelhaften Verständnis für die Marxsche Lehre zeugt.

Jene Behauptung wird von Koppel dahin ergänzt, daß die Voraussetzungen, die Marx für eine Geltung des Wertgesetzes mache, für eine mögliche Wirtschaftsordnung gelten, „die aber nicht gefordert wird, sondern kommen muß infolge der Unhaltbarkeit der sich aus der Divergenz von Wert und Preis ergebenden Konsequenzen“. „Der Mehrwert“, heißt es im Anschluß daran, „wird von Wenigen aufgesaugt, die aber die Ergebnisse der gesteigerten Produktivkraft nicht konsumieren können und so entsteht Überproduktion, Luxusproduktion, Unterkonsumtion.“⁸⁷⁾

Man braucht nach den vorstehenden Bemerkungen keine vielen Worte darüber zu verlieren, daß eine Verlegung des Wertgesetzes in die Zukunft, wie sie Koppel hier vornimmt, dem Sinne und der Tendenz der Marxschen Theorie nicht nur nicht entspricht, sondern direkt zuwiderläuft. Die von Koppel angeführten Erscheinungen, die den Bestand der kapitalistischen Wirtschaftsordnung unterminieren, stellen sich der Marxschen Theorie gemäß dar als Wirkung nicht der Abweichungen vom Wertgesetz, sondern im Gegenteil der in dieser Wirtschaftsordnung stattfindenden Mitanwendung des Wertgesetzes auf die Ware Arbeitskraft.⁸⁸⁾ Diese Herrschaft des Wertgesetzes zu brechen, nicht erst sie zu etablieren, ist der Sozialismus nach Marx berufen. Was der Arbeiter unter sozialistischem Regime erhält, wird eben nicht mehr durch das Maß dessen bestimmt, was zu seinem Unterhalt (und seiner Fortpflanzung) erforderlich ist. Hier gilt also das Wertgesetz für die Arbeitskraft nicht.

In betreff der Sachgüter aber kann, streng genommen, schon aus dem Grunde von einer Unterordnung derselben unter das Wertgesetz im sozialistischen System keine Rede sein, weil in diesem System der „individuelle Austausch“ fehlt.⁸⁹⁾ Allerdings würde die behördliche Fixierung der Preise, wie eine solche zur Sicherung der

⁸⁷⁾ A. a. O. S. 31. Vgl. S. 33 und 38.

⁸⁸⁾ Elend der Philosophie S. 45.

⁸⁹⁾ Ebendasselbst S. 58—62.

Freiheit der Konsumtion nicht zu vermeiden wäre, offenbar in erster Linie mit Rücksicht auf die Arbeitszeit, die auf die Herstellung der Produkte verwendet wird, zu geschehen haben. Ob noch andere Rücksichten mitentscheidend sein müßten, ist eine Frage für sich, der eine große prinzipielle Bedeutung kaum zukommen dürfte. Jedenfalls kümmert sich Marx um diese Frage ebensowenig wie überhaupt um die Grundsätze einer behördlichen Fixierung der Preise im Zukunftsstaate.

Etwas anderes ist es, ob unter sozialistischem Regime die von den einzelnen geleistete Arbeitszeit der einzige Maßstab sein würde, nach welchem der zur Konsumtion bestimmte Teil des gesellschaftlichen Produkts auf die einzelnen zu repartieren wäre. Darüber ins klare zu kommen, ist für den Sozialismus schon wichtiger, aber gerade Marx sieht darin eine *cura posterior*.⁹⁰⁾

Grundverkehrt ist es demnach, dem Verfasser des „Kapital“ zu imputieren, wie es Koppel tut, daß er die Aufgabe des Sozialismus darin gesehen hätte, dem Wertgesetz zum Siege zu verhelfen.⁹¹⁾ Denn, sofern die Arbeitskraft in Frage kommt, ist das Gegenteil davon wahr und, was die Sachgüter anlangt, ist es für den Gegensatz zwischen sozialistischer und kapitalistischer Wirtschaftsordnung nach Marx gerade nebensächlich, daß in letzterer das Wertgesetz nicht unmittelbar, sondern durch die Vermittlung der Produktionspreise in die Erscheinung tritt.⁹²⁾

In bezug auf die Frage von dem Verhältnis zwischen Wert und Preis bei Marx hat also Koppel, von seinem Lehrer Simmel und von seiner Sucht nach neuen, das Bisherige über den Haufen

⁹⁰⁾ Kapital I. Bd. S. 48. Vgl. Otto Gerlach, Über die Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit, Jena 1890, S. 22.

⁹¹⁾ Siehe Elend der Philosophie S. 48-49. Koppel scheint von der Polemik von Marx gegen Proudhon keine Ahnung zu haben. Und doch dürfte gerade für eine Marx-Biographie diese Polemik nicht ganz unwichtig sein.

⁹²⁾ Allerdings wird von Marx die Regellosigkeit der Produktion mit als ein charakteristischer Zug des kapitalistischen Systems angesehen und andererseits wird diese Regellosigkeit denjenigen Momenten beigezählt, die es verhindern, daß die tatsächlich erzielten Preise dem Wertgesetz entsprechen. Aber die auf diese Weise zustande kommenden Abweichungen der effektiven Preise von den Werten sind zugleich Abweichungen dieser effektiven Preise von den Produktionspreisen. Wenn hingegen Koppel von einer Inkongruenz von Wert und Preis bei Marx spricht, so meint er doch offenbar die Tatsache, daß der Produktionspreis von dem Wert divergiert.

worfenden, Formulierungen irregeleitet, das richtige nicht getroffen. Die mit dieser speziellen Frage zusammenhängenden Ausführungen Koppels zur Kritik des Marxsehen Wertbegriffs, den er als einen „substanziellen“, durch den „ontologischen“ Standpunkt von Marx bedingten verwirft und durch den Begriff der Produktivkraft der Arbeit ersetzt wissen möchte,⁹³⁾ sowie seine in nationalökonomische Erörterungen hineingeflochtenen Betrachtungen über Monismus, Relativismus, Objektivismus, über Dinge an sich, über die Rückkehr zu Heraklit und die „theoretische Flucht ins Jenseits“ — alle diese tief- und feinsinnig sein wollenden Erwägungen und Deduktionen fallen für den Gegenstand dieser Studie nicht ins Gewicht. Ob sie sonst irgendwie ins Gewicht fallen, bleibe dahingestellt.

Soviel zur Abwehr dieser Streifzüge ins nationalökonomische Gebiet, die von philosophischer Seite unternommen werden und in denen sich unter Umständen Annektierungsgelüste kundgeben, welche mir in einem seltsamen Gegensatz zu dem natürlichen Gang der Dinge, nämlich zu einer schrittweise vor sich gehenden Depossedierung der Philosophie zugunsten verschiedener Spezialwissenschaften,⁹⁴⁾ zu stehen scheinen. Solch eine Abwehr dürfte um so mehr am Platze sein als unter den Nationalökonomien die Zahl derjenigen in bedenklicher Weise immer zunimmt, welche sich bereit finden, die in Frage stehenden Hoheitsrechte der Philosophie anzuerkennen, wobei sie sich allerdings vorbehalten, an einer erkenntnistheoretischen Überprüfung volkswirtschaftlicher Lehren selbst mitzuwirken. So wird als Gegenstück zum nationalökonomischen Dilettantismus der Philosophen ein philosophischer Dilettantismus der

⁹³⁾ Dem Verfasser des „Kapital“ wird von Koppel ein selbständiges philosophisches System angedichtet, in welchem „die gesellschaftlichen Produktivkräfte“ eine ähnliche Rolle spielen sollen wie der Wille bei Schopenhauer (S. 7, vgl. S. 10—11). Und von dem allgemeinen philosophischen Standpunkt Simmels, der als Antipode von Marx charakterisiert wird, heißt es: „Die Wirklichkeit erscheint in der Vorstellung als ein Teppich, in dem die einzelnen Fäden bald wirr, bald symmetrisch durcheinanderschießen und größere oder kleinere, qualitativ und intensiv verschiedene Knoten bilden je nach der Zahl und Stärke der Fäden, die sie treffen.“ „Alles weitere“, meint Koppel vertrauensselig, „ergibt sich von selbst“ (S. 19). Wir hätten also: „Die Welt als Wille“, „Die Welt als gesellschaftliche Produktivkraft“, „Die Welt als Teppich“. Es fehlte noch: „Die Welt als Phrase“.

⁹⁴⁾ Diesen historischen Prozeß hat z. B. Th. Ribot in der Einleitung zu seiner „Psychologie anglaise contemporaine“, Paris 1881, klar und plastisch geschildert.

Nationalökonomem gezeitigt, dessen Existenzberechtigung aus den Bedürfnissen der Spezialwissenschaft, der man hiermit zu dienen vermeint, sicherlich nicht hergeleitet werden kann.⁹⁵⁾ Es ist ja zuzugeben, daß sofern speziell die Theorien von K. Marx zum Gegenstand philosophischer Spekulationen gemacht werden, nicht zuletzt er selbst an dieser unerfreulichen Erscheinung die Schuld trägt. Hat er doch bei Erörterung rein ökonomischer Verhältnisse mit Worten, die aus dem Lexikon der Metaphysik entnommen waren, nicht gekargt.⁹⁶⁾ Aber dieser Umstand kann denjenigen, die durch seine philosophischen Allüren sich haben täuschen lassen, höchstens als Milderungsgrund zugute gehalten werden.⁹⁷⁾

In diesem (ersten) Artikel stelle ich mir zur Aufgabe, eine kritische Übersicht über den Stand der Meinungen zu geben, die von Vertretern verschiedener wissenschaftlicher Richtungen zu der Marxschen Gesamtkonstruktion der kapitalistischen Preisbildung und Einkommensverteilung geäußert worden sind. Dabei beschäftige ich mich eingehender, wie der kundige Leser bemerkt haben dürfte, nur mit solchen Autoren, welche die in Frage stehende theoretische Konstruktion zum Gegenstand, sei es besonders ausführlicher, sei es irgendwie originell gearteter Betrachtungen gemacht haben, und ich suche zugleich bei der Wiedergabe und Kritik der verschiedenen

⁹⁵⁾ Dieses abfällige Urteil soll die Nationalökonomem nur insofern treffen als sie sich auf das Gebiet der Metaphysik und der Erkenntnistheorie begeben und es bedarf nicht erst besonders hervorgehoben zu werden, daß ihr Zusammenwirken mit den Philosophen bei methodologischen und systematologischen Fragen der Volkswirtschaftslehre durchaus erwünscht ist.

⁹⁶⁾ Die sozialdemokratische Presse ist bis auf den heutigen Tag dieser schlechten Gewohnheit ihres Altmeisters treu geblieben. Mancher Leitartikel des „Vorwärts“ wimmelt von Ausdrücken wie „Substrat“, „immanent“ u. a. m.

⁹⁷⁾ Es wird vielleicht manchen Leser überrascht haben, daß im Text unter den Autoren, die der Marxschen Wert- und Preistheorie „philosophisch“ beizukommen versucht haben, R. Stammler keine Erwähnung gefunden hat. Die Ursache hiervon ist, daß er eine gründliche Abfertigung von seiten eines Nationalökonomem bereits hat erfahren müssen, von dem man ein strenges Urteil über Stammler am wenigsten erwarten konnte. „In der Marxschen Theorie“, sagt Diehl treffend (Kommentar zu Ricardo I S. 140), „findet sich nichts von dem, was Stammler hier (d. h. an der entscheidenden Stelle der „Lehre von dem richtigen Rechte“) derselben zugrunde legt.“ Man kann nur die Kühnheit bewundern, mit welcher Formulierungen, die von Marx herrühren, von Stammler in seinem Sinne ausgelegt und verwertet werden. So solle z. B. gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bedeuten: in richtig geordneter Gesellschaft notwendige Arbeitszeit!

Auffassungen Wiederholungen nach Möglichkeit zu vermeiden. Diese leitenden Gedanken bestimmen mich, im letzten Teil dieses Artikels, welcher den Anhängern von Marx gewidmet werden soll, an R. Hilferding und M. Tugan-Baranowsky anzuknüpfen.

In Hilferdings Arbeit, die sich „Böhm-Bawerks Marx-Kritik“⁹⁸⁾ nennt, wird das Verhältnis zwischen Wert und Preis im Marxschen System eingehend behandelt. Nach Hilferding bildet das Wertgesetz, demzufolge für das Austauschverhältnis der Güter einzig und allein die auf ihre Herstellung aufgewendete Arbeitsmenge maßgebend ist, den notwendigen Ausgangspunkt nicht etwa nur der Lehre vom Preis, sondern der Nationalökonomie überhaupt.⁹⁹⁾ Für diese Behauptung läßt sich aus verschiedenen Stellen des Hilferdingschen Artikels etwa folgende Begründung herauslesen.

Die Nationalökonomie sei eine Gesellschaftswissenschaft und darum gehe sie z. B. „das individuelle Verhältnis eines Dinges zu einem Menschen“, als welches sich der Gebrauchswert darstelle, gar nichts an. Es seien vielmehr nur Beziehungen von Mensch zu Mensch geeignet, einen Gegenstand nationalökonomischer Betrachtung zu bilden. Nun können aber „die Glieder der Gesellschaft sich ökonomisch aufeinander beziehen, nur indem sie für einander arbeiten“.¹⁰⁰⁾ Erscheint so die Arbeit als „Grundlage und Bindeglied der menschlichen Gesellschaft“,¹⁰¹⁾ so genügt das nach Hilferding noch nicht, um das Wertgesetz zu etablieren. Nur unter bestimmten einschränkenden Bedingungen ergebe sich die Gedankenverknüpfung „Arbeit — Wert — Wertgesetz“.

Diese Bedingungen lassen sich mit Hilfe der Marxschen Terminologie dahin zusammenfassen, daß „Warenproduktion“ herrschen muß.

⁹⁸⁾ Marx-Studien, herausgegeben von Max Adler und Rudolf Hilferding. 1. Bd. Wien 1904.

⁹⁹⁾ „Indem die Arbeit in ihrer gesellschaftlichen Gestalt Maß des Wertes wird, wird die Ökonomie konstituiert als historische und als Gesellschaftswissenschaft“, heißt es bei Hilferding a. a. O. S. 11. Bezeichnend ist es für ihn, daß er die Marxsche Wertlehre als unzertrennlich von der materialistischen Geschichtsauffassung hinstellt (ebendasselbst), während sonst auch im Marxistischen Lager heute die Neigung verbreitet ist, hier einen loseren Zusammenhang anzunehmen. Hilferding begegnet sich in dieser Beziehung mit v. Wenckstern, Schmollers Jahrbuch, 22. Jahrgang (1898) S. 269—271.

¹⁰⁰⁾ A. a. O. S. 9.

¹⁰¹⁾ Ebendasselbst S. 53.

Solange dies noch nicht und wo es nicht mehr der Fall ist,¹⁰²⁾ finde das Wertgesetz keine Anwendung. Und trotzdem stelle sich das Wertgesetz als eine allgemeingültige nationalökonomische Wahrheit dar, weil nämlich in Hilferdings Auffassung die „Ökonomie“ als Wissenschaft ihrerseits auch nur mit einer bestimmten Epoche der geschichtlichen Entwicklung zu tun hätte. Diese Epoche kennzeichnet sich eben dadurch, daß das Gut Ware ist oder, mit anderen Worten, daß „die Arbeit und die Verfügungsgewalt über sie nicht bewußt zum regulierenden Prinzip des gesellschaftlichen Stoffwechsels und der gesellschaftlichen Machtstellung erhoben ist“, sondern daß „dieses Prinzip sich unbewußt und automatisch als sachliche Eigenschaft der Dinge durchsetzt“, und zwar im Prozesse des Güteraus-
tausches.

Der Güteraus-
tausch erscheint daher für die Nationalökonomie, sofern diese eine Gesellschaft mit vorherrschender Warenproduktion voraussetzt, gewissermaßen als diejenige Form, in der sich die einzelnen Glieder der Gesellschaft — arbeitende oder über Arbeit verfügende Glieder — aufeinander beziehen. Die Arbeit finde hier ihren Ausdruck im Tauschwert. Das Wertgesetz sei aber nichts anderes als die Norm, die den Tauschwert quantitativ bestimmt. Eine andere Bestimmung als diese quantitative sei im gegebenen Fall begrifflich ausgeschlossen. Ist also überhaupt Aussicht vorhanden, eine Gesetzmäßigkeit in dem Getriebe einer auf Warenproduktion beruhenden Volkswirtschaft aufzudecken, so könne nur das Wertgesetz dazu berufen sein, diesen Dienst zu leisten.¹⁰³⁾

Mit dieser ganzen Argumentation hat Hilferding offenbar eine äußerliche Lücke, die sich im Anfang des 1. Bandes des „Kapital“ bemerkbar macht, ausfüllen wollen. Es wird nämlich bei der Lektüre dieser für das ganze System grundlegend sein sollenden Partie nicht klar, warum gerade an die Erscheinung des Güteraus-
tausches angeknüpft wird, und deshalb ruft die Art und Weise, wie sich in der Darlegung von Marx selbst das Wertgesetz einführt, den Eindruck des zufälligen und erkünstelten hervor. Zugleich richtet sich Hilferdings Argumentation gegen diejenigen, welche, sei es in feindlicher, sei es in freundlicher Absicht, das Marxsche Wertgesetz gewissermaßen nur als eine mehr oder weniger grobe Annäherung an die Wahrheit gelten lassen, indem sie sich zu dem Eingeständ-

¹⁰²⁾ Hiermit ist die sozialistische Zukunftsgesellschaft gemeint. Vgl. a. a. O. S. 57.

¹⁰³⁾ A. a. O. S. 9—12.

nis verstehen, bzw. quasi zustimmend hervorheben, daß die Arbeit der wichtigste Produktionsfaktor sei. Von diesem Standpunkte aus hätte man es in dem einleitenden Teil des „Kapital“ mit einer den Produktionsfaktor Arbeit isolierenden und von dem Faktor Natur (oder auch von den Faktoren Natur und Kapital) abstrahierenden Betrachtungsweise zu tun. Demgegenüber erscheint in Hilferdings Darlegung die Arbeit von vornherein als „hors concours“ stehend, weil sie ihm das „gesellschaftliche Band ist, das die in ihre Atome zerlegte Gesellschaft verbindet“. ¹⁰⁴⁾

Es ist indessen eine unbewiesene Behauptung, daß einzig und allein die Arbeit solch ein Kohäsionsvermögen besitzt und schon aus diesem Grunde wird die ganze obige Argumentation, die, nebenbei bemerkt, an Stammler teilweise anklingt, hinfällig.

Im übrigen bezieht sie sich lediglich auf die Frage, warum im System der Nationalökonomie das Wertgesetz, sofern es Gültigkeit hat, allem weiteren vorangestellt werden müsse. Der Inhalt des Wertgesetzes, d. h. die Proportionalität zwischen Tauschwert und Arbeitsaufwand, würde aus Hilferdings Gedankengang, der von der Arbeit zum Wertgesetz hinüberleitet, sich nicht ohne weiteres gewinnen lassen. Dieser Gedankengang könnte im besten Fall nur zu der Aussage berechtigen, daß irgend eine Norm bestehen muß, welche den Tauschwert mit der Arbeit verknüpft.

Und so sehen wir auch, daß Hilferding, wo es darauf ankommt, den Inhalt des Wertgesetzes als wahr zu erweisen, noch andere Erwägungen als die bereits angeführten, heranzieht. Den im „Kapital“ sich vorfindenden Beweis des Wertgesetzes verteidigt er zwar gegen v. Böhm-Bawerks Angriffe sehr energisch, aber er scheint doch die Empfindung zu haben, daß es mit diesem Beweis oder, richtiger gesagt, mit diesem Scheinbeweis nicht getan ist. Denn gesetzt, er wäre stichhaltig, so müßten je zwei Güter, die als Waren gegeneinander ausgetauscht werden, immer die gleiche Menge Arbeit enthalten. Nun läßt aber Hilferding diese Regel in aller Strenge nur für den Fall der „einfachen Warenproduktion“ gelten, während sie, wie er ausdrücklich zugibt, für den Fall der „kapitalistischen Warenproduktion“ eine Modifikation erfährt. Es erscheint daher als dringend erwünscht, die Beweisführung des Wertgesetzes so zu gestalten, daß sie diesem charakteristischen

¹⁰⁴⁾ A. a. O. S. 12. Gerade deshalb und nicht weil sie die „technisch relevanteste Tatsache“ ist (Sombart), sei die Arbeit Prinzip des Wertes.

Unterschied zwischen einfacher und kapitalistischer Warenproduktion Rechnung trägt. Ansätze dazu finden sich denn in der Tat bei Hilferding vor.

Was zunächst die einfache Warenproduktion anlangt, deren Kennzeichen darin besteht, daß „sich gleichgestellte, unabhängige, im Besitz ihrer Produktionsmittel befindliche Arbeiter gegenüberstehen“, als welche die grundbesitzenden Bauern und die Handwerker erscheinen, so müssen sich in solch einem Zustand die Produkte aus dem Grunde zu ihren Werten austauschen, weil sich sonst die „einfache Warenproduktion“ nicht behaupten könnte. „In dieser Gesellschaft“, führt Hilferding aus, „gehört das Arbeitsprodukt dem Arbeiter: würde durch dauernde Abweichung — zufällige kompensieren sich — ihm ein Teil des Arbeitsproduktes weggenommen, einem anderen zugeschanzt, so würde das die Grundlage dieser Gesellschaft ändern; der eine würde zum Lohnarbeiter (Hausindustriellen), der andere zum Kapitalisten.“¹⁰⁵⁾

Diese etwas scholastisch anmutende Beweisführung ist nun offenbar wenig befriedigend. Die Behauptung, daß das Nichtgelten des Wertgesetzes notwendig eine Umwandlung der „einfachen“ in die „kapitalistische“ Warenproduktion mit sich bringen müßte, ist etwas voreilig. Denn warum sollten diejenigen Personenkategorien, zu deren Gunsten dauernde Abweichungen vom Wertgesetz statthaben würden, nicht etwa durch üppigeres Leben das Mehr an Wert, welches ihnen zufällt, immer wieder aus der Welt schaffen können?¹⁰⁶⁾ Abgesehen davon, muß es einen überraschen, wenn gerade Hilferding, der die „bürgerliche“ Nationalökonomie wiederholt der Unfähigkeit bezichtigt, die Dinge als werdende und sich entwickelnde zu erkennen,¹⁰⁷⁾ im gegebenen Fall auf die Unbeweglichkeit einer bestimmten gesellschaftlichen Formation rekurriert, um die reale Existenz des Wertgesetzes zu beweisen.

Den einzig gangbaren Weg, der zu diesem Ziele führen kann und der zugleich den Vorteil bietet, über die einschränkenden Bedingungen der Geltung des Wertgesetzes aufzuklären, hat sich aber Hilferding dadurch versperrt, daß er um jeden Preis, und sei es um den Preis der Logik, an seinem „objektivistischen“ Standpunkt fest-

¹⁰⁵⁾ A. a. O. S. 55.

¹⁰⁶⁾ Ich lasse es dahingestellt, inwiefern die Unterstellung berechtigt ist, daß die Arbeiter gleich lange und gleich intensiv arbeiten. Ebendasselbst S. 35.

¹⁰⁷⁾ Ebendasselbst S. 28—29 und S. 61.

halten möchte. Er verwirft mit einer wahren Entrüstung die vulgär-ökonomische Auffassung, wie sie auch unter anderem von Böhm-Bawerk vertreten sei, daß die Proportionalität zwischen Tauschwert und Arbeitsaufwand, sofern sie in die Erscheinung tritt, nur auf dem Wettbewerb der Produzenten beruhen kann. Dieser Auffassung sei es eigentümlich, Arbeit mit „Mühe“ zu identifizieren und das widerspreche aufs entschiedenste dem Marxschen Begriff der Arbeit.¹⁰⁸⁾

Nun ist es in der Tat richtig, daß Marx, indem er die wertschaffende Arbeit als „Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand usw.“ charakterisiert,¹⁰⁹⁾ bestrebt ist, der Vorstellung entgegenzutreten, daß die Arbeit bei der Wertbildung und Wertmessung der Unlustempfindungen wegen, die sie erzeugt, also psychologisch, in Betracht käme. Aber es ist nicht minder wahr, daß es Marx selbst nicht gelungen ist, sich von dieser einzig angemessenen Vorstellung zu emanzipieren.¹¹⁰⁾ Und selbst wenn er das fertig gebracht hätte, würde es doch nichts daran ändern können, daß das Wertgesetz in der Luft hängt, wenn nicht angenommen wird, daß die für den Austausch produzierenden Arbeiter bestrebt sind, mit der geringsten Anstrengung einen möglichst großen Erfolg zu erzielen und zugleich sich in der Lage befinden, ihre Beschäftigung zu wechseln. In den verzweifelten Bemühungen Hilferdings, um diesen gar zu einfachen und unmittelbar einleuchtenden Sachverhalt herumzukommen, tritt sein eigensinniger Dogmatismus deutlich zutage. Soviel über die Art und Weise, wie er für den Zustand der „einfachen Warenproduktion“ das Wertgesetz als unmittelbar geltend zu erweisen sucht.

In einer Gesellschaft nun, die auf „kapitalistischer Warenproduktion“ beruht, nehme das Wertgesetz eine veränderte Gestalt an, an Stelle der Werte treten die Preise. Nichtsdestoweniger müsse man an dem (ursprünglichen) Wertgesetz als dem einzig brauchbaren Erkenntnismittel auch hier festhalten, weil die kapitalistischen Austauschverhältnisse nicht anders zu begreifen seien, denn als eine Modifikation der vorkapitalistischen,¹¹¹⁾ und

¹⁰⁸⁾ Ebendasselbst S. 52—53.

¹⁰⁹⁾ Kapital I 3. Aufl. S. 11. Auf S. 40 ist in dieser gelungenen Zusammenstellung „Sinnesorgan“ an Stelle von „Hand“ getreten.

¹¹⁰⁾ Vgl. ebendasselbst S. 45—46, wo die Behauptung aufgestellt wird, daß Robinson, wenn er betet, keine Arbeit leistet, weil er „daran sein Vergnügen findet und derartige Tätigkeit als Erholung betrachtet“.

¹¹¹⁾ A. a. O. S. 29, 56.

zwar als eine Modifikation, die durch eine besondere, mit dem (ursprünglichen) Wertgesetz nicht zusammenhängende Kraft, nämlich durch die Konkurrenz bewirkt wird.¹¹²⁾ Hilferding hat die Empfindung, daß die Konkurrenz ein Faktor ist, der ganz und gar in der von ihm verpönten „Motivation“ wurzelt,^{112a)} und es gilt ihm, dem „Objektivismus“ zu Liebe, den subjektiven Faktor Konkurrenz nicht gleich am Ausgang der Preistheorie einzuführen, wie dies die Vulgärökonomie tut, sondern erst auf einem späteren Stadium der Untersuchung, worin gerade der Vorzug der Marxschen Konstruktion bestehen soll. Daß auf diese Weise „der objektivistische Standpunkt“ nicht gewahrt bleibt, da schließlich doch die Konkurrenz zu Hilfe gezogen wird, ist klar.¹¹³⁾

Vor der vulgärökonomischen Betrachtungsweise hätte die Marxsche Konstruktion noch dies voraus, daß sich darin ein historischer Prozeß widerspiegelt. So würde der Forderung der dialektischen Méthode, daß der begrifflichen Entwicklung überall die historische parallel läuft, Genüge getan. Dieser Parallelismus bilde den striktesten Beweis für die Richtigkeit der Theorie.¹¹⁴⁾ Was hier als ein besonderer Vorzug der Marxschen Konstruktion hingestellt

¹¹²⁾ Hilferding spricht gelegentlich (S. 37, 55, 57) von einer „vorkapitalistischen Konkurrenz“, aber diese bewirke nur „die Ausgleichung der verschiedenen individuellen Werte zu einem Marktwerte“ und käme daher für die Frage, in welchen Proportionen sich Waren verschiedener Art gegeneinander austauschen, nicht in Betracht.

^{112a)} Hilferding sagt: „Für Böhm ist die Konkurrenz nur ein Sammelname für all die psychischen Antriebe und Motive, von denen sich die Marktparteien leiten lassen und die auf diese Weise auf die Bildung der Preise Einfluß gewinnen“ (S. 58). Hilferding selbst ist, wie es scheint, mit solch einer Auffassung der Konkurrenz nicht einverstanden, weil sie ihm zu „subjektivistisch“ vorkommt. Aber er sagt nicht, wie sich der Begriff der Konkurrenz ins „Objektivistische“ umdeuten ließe und operiert sonst unwidersprochen mit der Marxschen Vorstellung von der Konkurrenz, die von der Böhm-Bawerkschen gar nicht verschieden sein dürfte.

¹¹³⁾ A. a. O. S. 56 wird die Möglichkeit angedeutet, die Gleichheit der Profitraten anders als durch die Konkurrenz zu erklären, nämlich aus der Gleichheit der Kapitalbesitzer. Aus letzterer würden also die „Preise“ (Produktionspreise) sich mit ebenso zwingender Notwendigkeit (ohne Bezugnahme auf die Motivation) ergeben, wie die „Werte“ aus der Gleichheit der Arbeiter im System der einfachen Warenproduktion. Es handelt sich aber hierbei um eine bloße Andeutung und wenn Hilferding diesen Gedanken nicht weiter ausgeführt hat, so findet dies wohl seine Erklärung in der Scheu, von Marx abzufallen.

¹¹⁴⁾ A. a. O. S. 60.

wird, dürfte an sich einen Nicht-Hegelianer kalt lassen. Und abgesehen davon, sind Hilferdings Ausführungen zu dem Punkte, daß die „Werte“ den „Preisen“ gegenüber auch realiter ein Prius darstellen,¹¹⁵⁾ wenig überzeugend.

Zu der Frage aber, ob die Umwandlung der Werte in Preise bei Marx in ihrer Eigenschaft als Rechenoperation des Theoretikers stichhaltig sei, äußert sich Hilferding eingehender nur insofern, als diese Rechenoperation in v. Böhm-Bawerks Kritik angefeindet worden ist.¹¹⁶⁾ Im übrigen scheint es Hilferding für überflüssig zu halten, in dieser Beziehung irgend welche Ergänzungen zu den Darlegungen des „Kapital“ zu machen. Hilferding nimmt kritiklos die Lehre hin, daß die Preissumme, die sich für alle Waren zusammengenommen ergibt, mit ihrem Gesamtwert übereinstimmt und daß zugleich der Gesamtprofit mit dem Gesamtmehrwert identisch ist.¹¹⁷⁾ Es wird sich aus dem Nachstehenden ergeben, wie grundverkehrt diese Lehre ist.

Hilferding hat seine Marxapologie zu einer „fruchtbaren Auseinandersetzung“ mit den Gegnern ausgestalten wollen.¹¹⁸⁾ Seiner Polemik gegen v. Böhm-Bawerk kommt in der Tat ein allgemeineres Interesse zu. Gerade dadurch, daß Hilferding im Laufe dieser Polemik stets redlich bemüht gewesen ist, den (angeblichen) prinzipiellen Gegensatz zwischen Marx als dem Begründer einer „proletarischen Wissenschaft“ der Volkswirtschaft und der „Vulgärökonomie“ hervorzukehren, den Marxschen (unrealistischen) „Objektivismus“ auf die Spitze zu treiben, seine Konstruktionen nicht nur als zulässige und bedingt gültige, sondern als notwendige und einzig brauchbare hinzustellen, hat er (Hilferding), wie kein anderer, dazu beigetragen, gerade die schwachen Seiten des Marxschen Systems zu enthüllen und speziell auch auf das Willkürliche und Schiefe in dem Verhältnis von Wert und Preis bei Marx die Aufmerksamkeit der Unbefangenen zu lenken.

Im Gegensatz zu Hilferding, der zu den orthodoxen Marxisten gehört, vertritt Tugan-Baranowsky den revisionistischen — man möchte fast sagen, einen ultra-revisionistischen — Standpunkt.

¹¹⁵⁾ Ebendasselbst S. 34—42.

¹¹⁶⁾ Man vergleiche darüber oben den Passus über v. Böhm-Bawerk, wo in den Fußnoten auf Hilferding hingewiesen wird.

¹¹⁷⁾ A. a. O. S. 31—33 und S. 50.

¹¹⁸⁾ Ebendasselbst S. 2.

Ja, in mancher Beziehung läßt er die Marxsche Lehre noch weniger gelten als dieser oder jener „Vulgärökonom“ es tut und er ver-
schmäht nicht, auf Argumente zurückzugreifen, die von den ent-
schiedensten Gegnern des sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus
seit unvordenklicher Zeit gegen Marx vorgebracht werden. So führt
Tugan-Baranowsky unter Berufung auf Georg Adler aus, daß es
in der kapitalistisch organisierten Volkswirtschaft bei der Preisbildung
niemals auf die in einer Ware enthaltene Arbeitsmenge, sondern
stets auf die entsprechende Kapitalauslage ankommt,¹¹⁹⁾ und daran
anknüpfend, läßt er die Marxsche Wertlehre entweder „in Trümmern
zusammenstürzen“ oder „jede Beziehung zu den realen Tatsachen
des Warenaustausches verlieren und inhaltsleer werden“.¹²⁰⁾ Tugan-
Baranowsky sucht freilich seiner Bekämpfung der Marxschen Wert-
lehre dadurch eine originelle Wendung zu geben, daß er den Grund-
begriff, von dem diese Lehre ausgeht, nämlich der „Begriff des
absoluten Arbeitswertes“ für einen solchen erklärt, der mit einem
inneren Widerspruch behaftet sei.

Der Wert sei nämlich nach Marx vergegenständlichte Arbeit.
„Die Ursache der Vergegenständlichung der Arbeit in ihrem Pro-
dukt“, bemerkt Tugan-Baranowsky, „liegt offenbar darin, daß bei
der Warenwirtschaft die direkte Vergleichung der für die Her-
stellung verschiedener Arbeitsprodukte verwendeten Arbeit unmög-
lich ist, da die gesellschaftliche Wirtschaft bei dieser Wirtschafts-
weise aus selbständigen und autonomen individuellen Wirtschaften
besteht, zwischen denen das umzutauschende Ding, die Ware, das
einzige Verbindungsglied bildet. Die Vergegenständlichung der
Arbeit kommt also im Warenpreise zum Ausdruck. Außer
ihrem Preise besitzt die Ware keine Eigenschaft, worin die in
ihr enthaltene Arbeitsmenge sich vergegenständlichen möchte.“¹²¹⁾
Der Preis falle indessen mit dem Arbeitswerte nicht zusammen.
Folglich sei der Wert keine vergegenständlichte Arbeit.

Es ist unschwer einzusehen, daß diese ganze Argumentation,
der Tugan-Baranowsky selbst eine große Bedeutung beizulegen
scheint, darauf beruht, daß er den Ausdruck „sich vergegenständ-
lichen“, den Marx gelegentlich gebraucht, in einem anderen Sinne
als Marx auffaßt. Letzterer meint, wenn er von Vergegenständ-

¹¹⁹⁾ Theoretische Grundlagen des Marxismus, Leipzig 1905, S. 140.

¹²⁰⁾ Ebendasselbst S. 141.

¹²¹⁾ Ebendasselbst S. 140.

lichung oder Materialisierung der Arbeit im Produkte spricht, weiter nichts, als daß dieses das einzig sichtbare, materielle Ergebnis der Arbeit darstellt. Bei Marx wird die Arbeit als etwas immaterielles, als „Verausgabung der Arbeitskraft“, dem Produkt oder der Ware als einem materiellen Ding gegenübergestellt.¹²³⁾ Es widerspricht seiner Ausdrucksweise zu sagen, wie es Tugan-Baranowsky tut, die Arbeit „vergegenständliche“ sich im Preise, da der Preis, ob man ihn als Austauschverhältnis oder als das in Austausch gegebene Gut bzw. Geld auffaßt, nur dadurch zustande kommt, daß man zwei Güter aufeinander bezieht. Wo aber bei Marx von Vergegenständlichung der Arbeit die Rede ist, soll damit die Beziehung zwischen der (abstrakt menschlichen) Arbeit, die auf die Herstellung eines Gutes verwendet worden ist, und diesem Gute selbst gekennzeichnet werden. Im übrigen soll hier nicht etwa die Marxsche Terminologie in Schutz genommen werden. Es gilt nur, gegen eine Kritik zu protestieren, die sich an gewisse Worte klammert und nicht einmal auf den genauen Sinn dieser Worte Acht gibt.¹²³⁾

Ein anderes Argument gegen die Wertlehre von Marx schöpft Tugan-Baranowsky aus der Grenznutzentheorie. Auch hierbei sucht er die von seinen Vorgängern gegen Marx erhobenen Einwände in eine neue Form zu kleiden, indem er nämlich mit Emphase verkündet, die Arbeit sei „die alleinige Substanz“ nicht des Wertes, wie Marx lehrt, sondern der „absoluten Kosten“.¹²⁴⁾

Der Begriff der absoluten Kosten entspricht einer Auffassung des Produktionsprozesses, bei welcher der Mensch, als Subjekt der Wirtschaft, unmittelbar der Natur gegenübergestellt wird und die betreffenden sozialen Zwischenglieder ausgeschaltet sind. Stellt man

¹²³⁾ Kapital I, S. 5.

¹²³⁾ Tugan-Baranowsky bezeichnet den dem Marx'schen System eigentümlichen Wertbegriff als den „Begriff des absoluten Arbeitswertes“. Diese Ausdrucksweise entspricht der Unterscheidung, die er zwischen der „absoluten“ und der „relativen“ Arbeitswerttheorie macht. Erstere betrachte die Arbeit als den einzigen, letztere nur als den wichtigsten Werfaktör (a. a. O. S. 136). Demnach dürfte „absoluter Arbeitswert“ heißen: der Wert, wie er nach der absoluten Arbeitswerttheorie bestimmt wird. Ich mache hierauf aufmerksam, weil es sonst üblich ist, den „absoluten Wert“ als einen Gegensatz zum Tauschwert aufzufassen. Man vergleiche darüber die eindringlichen Betrachtungen von S. Frank, Die Marxsche Werttheorie und ihre Bedeutung (russisch), Petersburg 1900, S. 183—193.

¹²⁴⁾ A. a. O. S. 145.

sich auf diesen Standpunkt, so leuchte es unmittelbar ein, daß die Güter den Menschen nur Arbeit kosten. Das ist wohl richtig, aber keineswegs neu. Nur die Bezeichnungen „absolute“ und „relative“ Kosten (die relativen Kosten sind die „Produktionskosten“ der hergebrachten Lehre) sind meines Wissens vor Tugan-Baranowsky nicht gebraucht worden. Der Sache nach findet sich aber diese Unterscheidung namentlich bei Adolph Wagner scharf formuliert und sorgfältiger als bei Tugan-Baranowsky ausgebildet vor.¹²⁵⁾

Letzterer meint nun, daß die Kategorie der absoluten Kosten „der Angelpunkt der neueren ökonomischen Wissenschaft“ werden soll, er spricht von einer „absoluten Arbeitskostentheorie“, die er vertrete.¹²⁶⁾ Schade, daß über den Inhalt dieser neuen Theorie genauere Mitteilungen fehlen! Nur soviel steht fest, daß sie mit der Lehre von der Preisbildung nichts zu tun hat.¹²⁷⁾

Für diese Lehre kämen vielmehr die „relativen Kosten“ in Betracht und neben ihnen als gleichberechtigter Preisfaktor der Nutzen bzw. der Grenznutzen. Die Ausführungen Tugan-Baranowskys zu diesem Punkt zeichnen sich weder durch Selbständigkeit der Gedanken noch durch glückliche Formulierungen aus und können daher hier übergangen werden.¹²⁸⁾

Von einer viel vorteilhafteren Seite zeigt er sich aber als Marxkritiker dort, wo er des näheren auf den Zusammenhang zwischen dem „Wertschema“ und dem „Preisschema“ bei Marx eingeht. An einem Zahlenbeispiele wird nachgewiesen, daß es nicht zulässig ist, einfach den Gesamtmehrwert auf das Gesamtkapital zu beziehen, wie es Marx tut, um die Durchschnittsprofitrate zu ermitteln. Hierbei geht Tugan-Baranowsky, im Gegensatz zu Marx, nicht von gewissen Wert- und Mehrwertgrößen aus, um zu den entsprechenden Preis- und Profitverhältnissen zu gelangen, sondern er verfährt gerade umgekehrt: er macht gewisse Ansätze über die Preise und den Profit, um hieraus die entsprechenden Wertausdrücke und die Mehrwertrate zu bestimmen.

Es werden drei Abteilungen der gesellschaftlichen Produktion

¹²⁵⁾ Grundlegung I. Teil, S. 400—405.

¹²⁶⁾ A. a. O. S. 151, 145.

¹²⁷⁾ Ebendasselbst S. 149.

¹²⁸⁾ Unter anderem begegnet sich Tugan-Baranowsky in seinem Versuch, die Einwirkung der Gewerkvereine auf den Arbeitslohn vom Standpunkte der Grenznutzentheorie aus zu erklären (a. a. O. S. 161—164), mit F. v. Wieser (Über den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes, Wien 1884, S. 205—206).

unterschieden: in der Abteilung I gelangen die Produktionsmittel, in II die Konsumtionsmittel der Arbeiter und in III die Konsumtionsmittel der Kapitalisten zur Herstellung. Von anderen Gesellschaftsklassen außer diesen beiden wird abgesehen. Es wird dann noch unterstellt, daß sowohl das konstante wie das variable Kapital einmal im Jahre umschlägt und daß keine Kapitalakkumulation stattfindet. Unter diesen Voraussetzungen läßt sich die Reproduktion und Verteilung des gesellschaftlichen Einkommens auf folgendes Schema bringen, in welchem p , a und r die in Geldpreisen und zwar in Millionen Mark ausgedrückten Jahresmengen der Produktionsmittel (des konstanten Kapitals), des Arbeitslohns (des variablen Kapitals) und der Kapitalrente (des Profits) bedeuten. Die in dem nachstehenden Schema auftretenden Zahlen genügen der Bedingung, daß die Profitrate in allen drei Abteilungen die gleiche ist (nämlich 25 Proz.)

	p	a	r	$p + a + r$
I	180	60	60	300
II	80	80	40	200
III	40	60	25	125

Wie man sieht, spielt nach dieser Tabelle das konstante Kapital die größte Rolle bei der Produktion der Produktionsmittel, die geringste aber bei der Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalistenklasse.

Nun gilt es, die Geldpreise in Arbeitswerte oder, kürzer ausgedrückt, die Preise in Werte umzuwandeln. Zu diesem Zweck wird angenommen, daß in der ersten Produktionsabteilung 150 Tausend Arbeiter das ganze Jahr hindurch beschäftigt werden. Mit Hilfe von Produktionsmitteln im Preise von 180 Millionen Mark schaffen sie eine Produktmenge im Preise von 300 Millionen Mark. Ist der Wert dieser Produktmenge, in Tausenden von Arbeitsjahren ausgedrückt, X , so ist der Wert der bei der Produktion derselben verbrauchten Produktionsmittel gleich $\frac{180}{300} X$. Man erhält daher folgende Gleichung:

$$\frac{180}{300} X + 150 = X,$$

woraus $X = 375$ folgt. Es verhält sich, mit anderen Worten der Wert zum Preis bei den Produktionsmitteln wie 375 zu 300 oder wie 5 zu 4. Berücksichtigt man diese Beziehung sowie den Um-

stand, daß der Arbeitslohn pro Arbeiter und Jahr sich, den gemachten Ansätzen zufolge, auf

$$\frac{60000000 \text{ Mk.}}{150000} = 400 \text{ Mk.}$$

stellt, so findet man den Wert der Produktionsmittel in den Abteilungen I, II und III durch 225, 100 und 50 Tausend Arbeitsjahre, die Zahl der Arbeiter in den beiden letzten Abteilungen durch 200 resp. 150 Tausend und schließlich den Wert der hergestellten Produkte in denselben Abteilungen durch 300 resp. 200 Tausend Arbeitsjahre ausgedrückt.¹²⁹⁾ Der Quotient $\frac{200}{300}$ bringt aber offenbar die Mehrwertrate zum Ausdruck. Diese Ergebnisse lassen sich tabellarisch wie folgt zusammenstellen.

	p'	a'	r'	$p' + a' + r'$
I	225	90	60	375
II	100	120	80	300
III	50	90	60	200

Die Größen p' , a' und r' sind die den Preisausdrücken p , a und r entsprechenden Wertausdrücke. „Die Vergleichung der beiden Schemata“, bemerkt Tugan-Baranowsky, „zeigt, daß alle Verhältnisse andere sind, je nachdem sie in Geldpreisen oder in Arbeitswerten ausgedrückt werden. So bildete im ersten Schema das gesellschaftliche variable Kapital $\frac{200}{625}$ oder 32 Proz. der Preises des gesamten gesellschaftlichen Produktes, während es als Arbeitswert $\frac{300}{875}$ oder 34 Proz. (genauer 34,3 Proz.) des Arbeitswertes desselben bildet. Die Profitrate, nach den Geldpreisen gerechnet, ist gleich 25 Proz. Nach den Arbeitswerten aber erreicht sie $\frac{200}{675}$ oder beinahe 30 Proz. (genauer 29,6 Proz.)“¹³⁰⁾

Tugan-Baranowsky stellt sich nun die Frage, welche von diesen beiden Profitraten „reale Geltung“ habe und antwortet darauf, daß

¹²⁹⁾ Der Methode, mit deren Hilfe Tugan-Baranowsky die Preise in Werte unrechnet, liegt, wie man sieht (vgl. die Gleichung, die zur Bestimmung von X dient), die Voraussetzung zugrunde, daß bei der Produktion aller drei Gruppen von Produktionsmitteln, die in den drei Abteilungen verwendet werden, die organische Zusammensetzung des Kapitals ein und dieselbe ist.

¹³⁰⁾ A. a. O. S. 173.

es nur die erste, d. h. die in dem Preisschema auftretende, sein könne, weil „die Profitbildung tatsächlich auf der Grundlage der Warenpreise sich gestaltet“. Die von Marx aufgestellten Gesetze des Wertes und des Mehrwertes lassen also nicht nur auf die einzelnen Produktionszweige keine Anwendung zu, wie er dies selbst zugibt, sondern sie bestimmen nicht einmal die Quote des gesellschaftlichen Produktes, welche der Kapitalistenklasse im ganzen zufällt.¹³¹⁾

In dieser Beziehung hat Tugan-Baranowsky Marx gegenüber unzweifelhaft recht.¹³²⁾ Und daß es sich hierbei keineswegs um einen untergeordneten Punkt handelt, erhellt aus der Tatsache am besten, daß dieser Punkt aufs engste zusammenhängt mit dem „Gesetz der fallenden Profitrate“.

Marx bezeichnete dieses Gesetz als „das Mysterium, um dessen Lösung sich die ganze politische Ökonomie seit Adam Smith dreht“ und betrachtete es gerade als einen schlagenden Beweis der Überlegenheit seiner Theorie, daß aus ihr heraus sich die Tendenz der Profitrate zum Sinken spielend erklären lasse. Die Profitrate, als Verhältnis des Mehrwertes (m) zum gesamten Kapital, d. h. zu der Summe des konstanten Kapitals (c) und des variablen Kapitals (v), müsse nämlich aus dem einfachen Grunde immer kleiner werden, weil es ein Entwicklungsgesetz der kapitalistischen Produktion sei, daß der Anteil des konstanten Kapitals an dem Gesamtkapital mit der Zeit zunimmt. Die Profitrate, wenn man sie mit Marx durch

$\frac{m}{c+v}$ ausdrückt, läßt sich in der Tat als Produkt aus $\frac{m}{v}$ und $\frac{v}{v+c}$ darstellen. Bleibt nun der erste Faktor, nämlich $\frac{m}{v}$, d. h. die Mehr-

wertrate, konstant und nimmt der andere Faktor, nämlich $\frac{v}{v+c}$, der den Anteil des variablen Kapitals an dem Gesamtkapital ausdrückt, ab (was gleichbedeutend mit einer Zunahme des Anteils des konstanten Kapitals ist), so wird dadurch das in Frage stehende Produkt, d. h. die Profitrate, offenbar kleiner.

¹³¹⁾ Ebendasselbst S. 174.

¹³²⁾ Auch Conrad Schmidt, der den theoretischen Konstruktionen von Marx nicht so kritiklos, wie z. B. Kautsky, gegenübersteht, hält ausdrücklich an der These fest, daß die Durchschnittsprofitrate mit dem Verhältnis der gesamten Mehrwertsumme zum vorgeschossenen Kapital zusammenfällt. Siehe Sozialpolitisches Zentralblatt 1895 Nr. 22, S. 258.

Dieses Räsonnement wird aber hinfällig, sobald es sich herausstellt, daß der Quotient $\frac{m}{c+v}$ nicht der richtige Ausdruck derjenigen Profitrate ist, um deren sinkende Tendenz es sich für alle Nationaloekonomen vor Marx gehandelt hat und die praktisch allein von Interesse ist. Mit Hilfe der früher bei der Wiedergabe der Tugan-Baranowskyschen Schemata benutzten Bezeichnungen laßt sich der von Marx begangene Fehler dahin präzisieren, daß er die beiden Großen $\frac{r}{p+a}$ und $\frac{r'}{p'+a'}$ miteinander verwechselt hat.

Man wird also Tugan-Baranowsky darin unbedingt beipflichten müssen, daß das Gesetz der fallenden Profitrate in der ihm von Marx gegebenen Begründung nichts als „trügerischer Schein“ ist.

Diesem Ergebnis der Kritik schließt sich bei Tugan-Baranowsky ein selbständiger Versuch an, „das richtige Gesetz der Bewegung der Profitrate festzustellen“. Letzteres bestehe darin, daß eine Zunahme des Anteils des konstanten Kapitals am Gesamtkapital, je nachdem sie mit einer Verringerung oder mit einer Erhöhung der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit verbunden ist, entgegengesetzte Wirkungen hervorruft: nämlich im ersten Fall ein Sinken im zweiten Fall ein Steigen der Profitrate.

An der Beweisführung, die dieses Resultat ergibt, ließe sich verschiedenes aussetzen.¹³³⁾ Für den Gegenstand dieser Abhandlung kommen jedoch Tugan-Baranowsky's Ausführungen nur insofern in Betracht, als sie zur Klärung oder Widerlegung der Marxschen Lehre etwas beitragen können.

Von diesem Standpunkte aus gesehen, verdient der Umstand hervorgehoben zu werden, daß dort, wo sich bei Tugan-Baranowsky eine steigende Profitrate trotz zunehmenden Anteils des konstanten Kapitals herausstellt, dies mit einer Zunahme der Mehrwertrate Hand in Hand geht.¹³⁴⁾ Marx hat aber selbst darauf aufmerksam gemacht, daß eine Steigerung der Mehrwertrate zu denjenigen Momenten gehört, die dem Sinken der Profitrate entgegenwirken.¹³⁵⁾

Viel wichtigere Bedenken erregt aber die Art und Weise, wie

¹³³⁾ Bei dieser Beweisführung unterscheidet Tugan-Baranowsky zwischen Wert- und Preisgroßen nicht mehr. Aber dadurch entstehen hier keine Fehler, weil er die organische Zusammensetzung des Kapitals in allen drei Abteilungen der Produktion als gleich fingiert.

¹³⁴⁾ A. a. O. S. 180—181.

¹³⁵⁾ Kapital III, S. 213—216.

Tugan-Baranowsky auf Grund seiner Schemata, die zunächst nur dazu dienen sollen, über die Änderungen der Profitrate zu orientieren, zu einer Ablehnung der Marxschen Lehre von dem Ursprung des Kapitalprofits gelangt. Er glaubt nämlich, bewiesen zu haben, daß die allgemeine Profitrate von der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals, d. h. von seiner Verteilung auf das konstante und das variable Kapital, nicht abhängt. Wenn dem aber so ist, so könne das variable Kapital unmöglich als die einzige Quelle des Profits angesehen werden. Die Unterscheidung der sachlichen Produktionsmittel von der lebendigen Arbeit sei also, soweit die Profitbildung in Betracht kommt, grundlos. „Der von Marx als konstantes Kapital bezeichnete Teil des Kapitals ist“, meint Tugan-Baranowsky, „ebenso sehr eine Quelle des Profits wie das variable Kapital. So fällt die gesamte Profittheorie von Marx in Trümmern zusammen: die „Vulgärökonomie“, welche das ganze Kapital gleichmäßig als eine Quelle des Profits betrachtete, hatte recht.“¹³⁶⁾

Es ist klar, daß Tugan-Baranowskys Argumentation verfehlt ist. Denn in Wirklichkeit hat er gar nicht bewiesen, daß die Profitrate von der Kapitalzusammensetzung nicht berührt wird. Er hat höchstens gezeigt, daß der von Marx behauptete Zusammenhang zwischen Kapitalzusammensetzung und Profitrate nicht besteht.¹³⁷⁾ Die dadurch geschaffene Position ist aber noch lange nicht so verzweifelt, daß man auf die „Produktivitätstheorie“ zurückgreifen müßte, um den Ursprung des Kapitalprofits zu erklären.

Im Gegensatz zu Tugan-Baranowsky glaube ich, daß die „Produktivitätstheorie“ durch v. Böhm-Bawerk eine definitive Widerlegung erfahren hat,¹³⁸⁾ und daß jeder Versuch, sie wieder aufleben zu lassen, erfolglos sein wird. Nichts anderes als einen derartigen Versuch stellt aber die von Tugan-Baranowsky selbst vertretene Lehre vom Kapitalprofit oder, genauer ausgedrückt, die rein ökonomische Seite dieser Lehre dar, wie sie insbesondere in seinen Erörterungen

¹³⁶⁾ A. a. O. S. 188.

¹³⁷⁾ Eigentlich hat Tugan-Baranowsky nur den Beweis erbracht, daß die Argumentation von Marx zugunsten des behaupteten Zusammenhanges nicht stichhaltig ist.

¹³⁸⁾ Tugan-Baranowsky meint, die Widerlegung sei v. Böhm-Bawerk nicht gelungen, weil er selbst auf dem Boden der Produktivitätstheorie stehe (a. a. O. S. 197). Es ist nun richtig, daß die v. Böhm-Bawerksche Kapitalzinstheorie in der Hauptsache auf eine neue Formulierung der Produktivitätstheorie hinausläuft (vgl. darüber

darüber, daß der Verwertungsprozeß des Kapitals durch die Existenz einer „ausgebeuteten“ Arbeiterklasse nicht bedingt ist, zum Ausdruck kommt.¹³⁹⁾

Diese Erörterungen zeigen unter anderem, auf welche Irrwege man gerät, wenn man mit der Auffassung bricht, daß die Arbeit bzw. die „Mehrarbeit“ der einzige Erzeuger des Kapitalprofits ist. Es soll im 2. Artikel versucht werden, nachzuweisen, daß gerade in dieser Auffassung das Brauchbare und wahrhaft Bedeutsame des Marxschen (aber auch des Ricardoschen) Systems liegt und daß der Sinn der Mehrwerttheorie keineswegs in der Konstatierung der Existenz eines arbeitslosen Einkommens sich erschöpft, wie es Tugan-Baranowsky mit seinen Ausführungen über den „gesunden sozialen Kern“, den die Mehrwerttheorie enthalte, darzustellen beliebt.¹⁴⁰⁾

meinen Artikel „Der Kardinalfehler der v. Böhm-Bawerkschen Zinstheorie“ in Schmollers Jahrbuch, Jahrgang 1906, 3. Heft), aber v. Böhm-Bawerk selbst ist sich dessen nicht bewußt und es ist nicht einzusehen, warum diese unbewußte und ungewollte Anlehnung an die Produktivitätstheorie die von ihm gegen dieselbe vorgebrachten Einwände invalidieren sollte.

¹³⁹⁾ A. a. O. S. 223—239, besonders S. 230: „Die Arbeiterklasse wird verschwinden, was nicht im mindesten den Verwertungsprozeß des Kapitals stören wird.“

¹⁴⁰⁾ A. a. O. 8. Kapitel, S. 189—206. In diesem Kapitel, welches sich nicht gerade durch die Neuheit der darin entwickelten Gedanken auszeichnet, sucht der Verfasser seinen sozialistischen Lesern und sozusagen sich selbst die beruhigende Überzeugung beizubringen, daß er in der Hauptsache von Marx doch nicht abgefallen sei. Daher die immer wiederkehrende Identifizierung jeder Art von Besitz mit „Ausbeutung“ und „Unterjochung“ einer Gesellschaftsklasse durch die andere.

(Ein zweiter Artikel folgt.)